ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Johannes Bolte.

18. Jahrgang. Heft 2. 1908.



BERLIN.

BEHREND & Co.

(vormals A. Asher & Co. Verlag)

1908.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin SO. 26, Elisabethufer 37, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung Behrend & Co. (vormals A. Asher & Co.), Berlin W. 64, Unter den Linden 16, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, sowie der Schatzmeister Bankier Hugo Ascher, Berlin N. 24, Monbijouplatz 1, entgegen.

Der Jahresbeitrag, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder gratis und franko geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist bis zum 15. Januar an den Schatzmeister zu zahlen. Nach diesem Termine wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Paketfahrtgesellschaft eingezogen werden.

(Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.)

Ein Weihnachtspiel aus dem Salzkammergute.

Herausgegeben von **Johannes Bolte**.

Karl Weinhold, mit dessen Buch über die Weihnachtspiele und -lieder aus Süddeutschland und Schlesien (1853) die wissenschaftliche Erforschung dieses Gebietes der deutschen Volksdichtung erst anhob, ist später nicht wieder auf diesen Gegenstand zurückgekommen; doch gelangten aus seinem Nachlasse einige Handschriften an die Königliche Bibliothek zu Berlin, die seine Ergebnisse zu ergänzen geeignet sind[1]). Ich ziehe davon zunächst ein bisher nirgends genanntes Weihnachtspiel aus dem Salzkammergut hervor, das von Franz Tschischka in Wien (1786—1855) niedergeschrieben ist und 1853 von ihm an Weinhold geschenkt ward (Ms. germ. fol. 1188. 19 Bl. fol.). Ein Vermerk über Ort und Zeit der Aufzeichnung fehlt leider.

Das Stück schildert in neun Szenen das Gebot der Schatzung, die Herbergsuche, die Verkündigung des Engels an die Hirten, die Anbetung der Hirten, die der h. drei Könige, nachdem diese sich zusammengefunden und bei Herodes erkundigt haben, die Flucht nach Ägypten und den Befehl zum bethlehemitischen Kindermord. Wenn somit fast alle Teile der biblischen Erzählung berücksichtigt sind, so ist doch mit besonderer Liebe die Szene der Hirten auf dem Felde ausgeführt, deren Personal, Veitl und Jodl, schon im ersten Auftritte Verwendung fand. Zugleich erweist sich hier ein direkter Zusammenhang mit einem alten, bereits im 16. Jahrhundert in Deutschland verbreiteten Weihnachtspiel; 29 Verse, die das mühselige Leben der Hirten zur Winterszeit, wo nachts die Wölfe in ihre Herden einzubrechen drohen, und das Erblicken der Himmelsröte zum

---

1) Das Ms. germ. qu. 1327 enthält die von Weinhold 1853 S. 175—185 beschriebenen vier bayrischen Weihnachtspiele des 17. Jahrh. (127 Bl. 4°); Mgq. 1328 ein Krippelspiel und Paradeisspiel aus Obersteier, zu Fohnsdorf bei Judenburg 1807 aufgeführt, Abschrift aus Kraffts hsl. Statistik des Bezirks Fohnsdorf im Archiv des Johanneums zu Graz (29 Bl. 4°); Mgq. 1329 ein Paradeisspiel aus Judenburg in Obersteiermark (38 Bl. 4°); Mgq. 1331 ein 1886 von Karl Adrian an das städtische Museum zu Salzburg geschenktes Halleiner Weihnachtspiel, 1857 von Weinhold abgeschrieben (56 S. 4°), dann 1903 von Adrian in der Zs. f. österr. Volkskunde 9, 89—108. 142—150 herausgegeben.

Gegenstande haben, kennen wir bereits aus der 1582 gedruckten Aktion 'Nativitas Christi' des magdeburgischen Pfarrers Ambrosius Pape, aus der 1589 am Berliner Hofe gespielten Weihnachtskomödie eines ungenannten Kompilators[1]) und aus mehreren im 19. Jahrhundert im Böhmerwalde (Neudörfl), Oberösterreich (St. Oswald), Chiemgau (Seebruck, Rosenheim, Wessen), Steiermark (Vordernberg), Kärnten (Wolfsberg), Ungarn (Kremnitz), Österreichisch- und Preussisch-Schlesien (Obergrund bei Zuckmantel, Lichtenwalde, Reinerzkron) aufgezeichneten Volksschauspielen. Offenbar sind diese Versreihen des 16. Jahrhunderts zumeist durch hsl. Tradition fortgepflanzt worden; zu Tisch im Böhmerwalde soll sich nach der Erinnerung eines Greises ein geschriebenes Christkindel-Spielbuch von 1605 befunden haben, das im wesentlichen mit den heutigen Fassungen übereinstimmte[2]). — Der letzte Abschnitt des Stückes (v. 401—692), der die Begegnung der h. drei Könige mit Herodes und mit dem Christkinde darstellt, ist uns bereits aus dem von Pailler[3]) gedruckten Gmundener Dreikönigspiele bekannt, in dem noch eine Prosaszene zwischen Herodes, seiner Gattin und seinem Sohne hinzugefügt ist. Auch diese Partie birgt altes Dichtergut; denn 35 Verse daraus begegnen uns schon 1557 in Hans Sachsens Komödie 'Die Empfängnis und Geburt Johannis und Christi' (Folio-ausgabe 3, 1, 180 = 11, 162 ed. Keller-Goetze), dessen Nachwirkung auf die bayrisch-österreichischen Volksschauspiele zuletzt W. Köppen[4]) in einer scharfsinnigen, bisweilen allerdings mit unsicheren Vermutungen operierenden Untersuchung dargelegt hat. In Rücksicht auf diese Arbeit habe ich mich mit kurzen Hinweisen in den Fussnoten begnügt; auch Verszählung und Szeneneinteilung rühren von mir her.

---

1) Eine kurtze Comödien von der Geburt des Herren Christi 1589, hsg. von G. Friedlaender, Berlin 1839. Dazu J. Bolte, Das Berliner Weihnachtspiel von 1589 (Jahrbuch f. niederdeutsche Sprachforschung 9, 94—104. 1884) und über die Übereinstimmung mit den Volksschauspielen Schröer, Deutsche Weihnachtspiele aus Ungern 1858 S. 22. 175. Hartmann, Oberbayrisches Archiv 34, 16 (1875) und Volksschauspiele 1880 S. 522. Vogt, Die schlesischen Weihnachtspiele 1901 S. 183.

2) Ammann, Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde 1, VIII (1898).

3) Pailler, Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol 2, 322 (1883).

4) W. Köppen, Beiträge zur Geschichte der deutschen Weihnachtspiele 1893 S. 78 bis 132. — Ein schwedischer Ableger unserer Christkomödien ist die 1659 zu Åbo gedruckte 'Genesis Aetherea' von Erich Kolmodinus (Hanselli, Samlade Vitterhetsarbeter 21, 257—317. 1876); denn sie folgt bis auf den letzten Akt getreu dem beachtenswerten, ganz im Stile des 16. Jahrhunderts gehaltenen deutschen Weihnachtspiele des Stockholmer Schulmeisters Petrus Pachius 'Salutaris Jesu Christi Nativitas' (Holmiae 1638. Bolte, AdB. 26, 794).

Personen.

Joseph
Maria
Ein Engel
Die drei Könige
Herodes
Ernhold
Ein Schriftgelehrter
Ein Bote
Ein Wirt
Jodel, Veitel } Hirten
Zwei Henkersknechte.

Prolog.

Engel [singt.]

Eine gute Zeit die geb euch Gott!
Ich bin gesandt ein guter Bot,
Euch zu erklärn eine neue Mär,
Daran ihr euch werdt wundern sehr:
5 Euch ist geborn der Heiland groß
Aus Maria der Jungfrau Schoß,
Wie der Prophet Micheas redt,
Ist Heu und Stroh sein bestes Bett.
Er leidet Armut mit Geduld,
10 Zu bezahlen eure Schuld.
Um zu stilln des Vaters Zorn,
Ist er für euch auf die Welt geborn.
Die Rede folgender Weis
Darauf sollt ihr achten mit Fleiss.
(Geht ab.)

1. Das Gebot der Schatzung.

Jod'l.

15 Meiñ liaba Veidl, wia gehts håld hiazad zua?
I geh hiñ wo dawöll, hör i ma^r's gnua:
Dē gånz Wöld is vakehrt,
Läßt oana ēn åndarn koañ Rua auf d'r Erd.
Wåñ ma^r glei oa^{r}m sand und nixi håñ,
20 Glaubst du's, ma^r sand doh bessa dråñ
Åls wia åndarē, dē gnua hån Såcha und Göld,
Låssa eam sölba koañ Rua auf de Wöld?

Veitl.

Jå, jå, Jod'l! ēs is wöhl wåhr,
Ma^r hån ah koan'n Schtrit a gånz Jåhr.
25 Is den nid dēs a guads Schtuk?
Wån uns glei d'Noth a weng drukt,
Åft denka ma^r ållwel auf God,
Der hülft üns glei aus da^r Noth.
Ma^r vatroibn dē wüld'n Wölf und Bea^{r}n,
30 Und üm dås ånda thoañ m'r uns åll's nēd schea^{r}n.

Ein Bote (kommt).

Vom Kaiser Augustus bin ich gesandt,
Was mannbar ist in seinem Land,
Soll ich verkündigen jedermann,
Dass sich ein jeder dazu schicken kann.

1f. = Ofen (Hartmann, Volksschauspiele S. 1); vgl. Oberufer (Schröer 1858 S. 63). Schlesisch (Vogt S. 168. 277).

35 Ihr Bürger, Baurn und Untertan,
Man wird euch keineswegs verschon,
Auf daß ihr kommt und stelt euch ein,
Ein jeder, wo sein Herkommen tut sein,
Auf daß ihr alle beschrieben werdt,
40 In welches Ort ein jeder gehört,
Damit man weiß in all seinn Landen,
Wie viel Leut da sein vorhanden.
Das ist des Kaisers sein Mandat,
Daß sich keiner zu entschuldigen hat. (Geht ab.)

Jod'l.

45 Veidl, daß di God behiat! Hör dēs Åñsinna!
Daß mar miaßa zua dar Obrigkeit dåhina
Und sölln üns bschreiba låssen.
Dēs Ding kånn i in meinn Kopf nēd fåssen,
Das mar üns årmē Loid går a so schindt.
50 Sēzt si oana, nimmt man eam ba'n Grind
Und schmeißt oan'n nåch ēn åndan in d'Keicha neiñ.
I moan, mar miaßa peinigt seiñ.

Veitl.

Jod'l, aus den Ding kēnna mar niks måcha;
Dē Herrn that'n üns na glei auslåcha.
55 Schau, durt geht a Zimmamåñ!
Meiñ, ob der noh niks woaß dåvoñ?

Joseph (tritt auf).

Gott geb euch eine gute Zeit!
Was machet ihr hier, liebe Leut?

Veit'l.

Hañ, liaba Våda, håst niks dåvoñ g'heart,
60 Daß mar üns ållē b'schreiba werd,
Daß an irda soll ziag'n in d'Schtåd,
Wo-r-ar seiñ Herkumma håd?

Joseph.

Ist das Erst, das ich itzt hör.
Ich will gleich gehen und der Sache recht nachfragen,
65 Damit ich meiner Gemalinn kann sagen,
Daß wir uns auch können richten. (Geht ab.)

Jod'l.

Voñ den Ding låß'n mar uns niks åñfichten,
Mar wöll'n hirz gēhn nåch Haus
Und unserē G'schaftn richten aus. (Beide gehen ab.)

---

2. Herbergsuchung.

Wirt (tritt auf).

70 Der Kaiser Augustus hat
Ausgehen lassen ein Mandat,
Daß sich ein jeder dazu bequem,
Komme her nach Bethlehem;
Zu der Beschreibung, die da geschah,
Geht ein jeder seinem Stamme nach. 75
Es sind auch ankommen schon zumal
Von fremden Leuten eine große Zahl.
Die machen mir zu schaffen viel,
Da ich meinen Nutzen suchen will.

(Joseph und Maria kommen).

Maria.

80 Gott Lob! Die Reis' hat auch ein End,
Bin herzlich froh, daß sie vollendt.
Geh, mein Joseph, um Herberg frag!
Du siehst wohl, daß sich neigt der Tag.

Joseph.

O mein Maria, es soll geschehn;
85 Bin schon bereit, ich will gleich gehn,
Ob ich doch möcht ein Herberg finden,
Darunter wir heut bleiben künnten.
Ich glaub, dort steht ein Wirt heraus
Gleich bei der Tür wohl vor dem Haus.
90 Ich will ihn ganz freundlich reden an. —
Gott geb euch Glück, mein guter Mann!
Ach lieber Herr, beherberget uns doch heut!
Wir sein gar ehrbare fromme Leut.
Seht wohl, mein Weib die geht gar hart.

Wirt.

95 Ich habe just auf euch gewartt,
Ich hab ein Wirtshaus für die Reichen,
Schaut ihr euch um Herberg bei eures Gleichen!
Schert euch fort von meiner Tür,
Oder sonst bekommt ihr Stöß von mir.

Joseph.

100 Ach lieber Herr Wirt, ich bitt, ich bitt.

Wirt.

Habt ihr Geld, vielleicht kanns geschehen.
Wo nicht, so laßt euch nicht lang sehen!

Maria.

Ach Gott, ach Gott, die harte Welt!
Ist denn alls nur um das Geld!
105 Den ewigen Lohn betrachtet man nicht,
Gleich wär alls mit dem Geld ausgericht.
Ich bitt euch durch den Schöpfer mein,
Laßt uns doch diese Nacht hinein!

Wirt.

Ihr müsst schon hinaus vor die Stadt.
110 Warum kommt ihr heut so spat!
Ihr müßt schon liegen auf der Gassen,
In mein Haus kann ich euch nicht lassen.
Wenn ihr wollt in die zerrissene Hütten,
So dürft ihr mich nicht lang bitten.
115 Da könnt ihr heut Nacht drinn verbleiben,
Wird euch kein Mensch daraus vertreiben.

Joseph.

So dank euch Gott um dieses Ort!
Wir wollen gehen aufs Herren sein Wort.
Nun komme, Getreue mein!
120 Weils nicht kann anders sein,
So wollen wir uns beide eben
Zugleich in Gottes Schutz begeben. (Gehen alle ab.)

---

3. Verkündigung an die Hirten.

(Die beiden Hirten kommen.)

Jodl.

*I glaub nēd, daß so årme Loid
*Gfunden wern bei diesa Zoid
125 Ås mir årme Hirten in den Lånd.
Schier ållē Nåcht is uns bikånnt
*Von lauta Jåmma und großa Noth,
*Vadean uns koam dås tagla Brod;
*Tåg und Nåcht hån mar koañ Rua,
130 *Dås richten uns dē lausigen Wölfa zua
*Und dåbei åndrē wildi Thier,
*Dē i ba main'n Schåfan wohl gschpier.
*So blås i geh zum erschtenmål,
*Daß es klingelt iban Berg und Thål.
135 Wie wird dås Ding so bitta erschåll'n!
Es wird den Wölfnan går nēd g'fåll'n.

---

123 f. = Pape 1582 (Nd. Jahrb. 9, 98 v. 17 f.). Berlin 1589 S. 6, 5 f. Bayr. Wald 157 f. (Hartmann, Volksschauspiele S. 482). Kremnitz (Weimar. Jahrb. 3, 398, 20 f.). Neudörfl (Ammann, Volksschauspiele a. d. Böhmerwalde 1, 41 v. 33 f.). Obergrund (Peter, Volkstümliches aus Österr. Schlesien 1, 388, 7 f.). St. Oswald (Pailler, Weihnachtslieder aus Oberösterreich 2, 241, 9 f).

127 f. = Pape v. 19 f. Berlin 6, 7 f. BW 159 f. Kr 398, 22 f. Obgr. 388, 9 f. Osw. 241, 11 f. Schlesisch (Vogt, Weihnachtspiele S. 185. 278). Vordernberg (Weinhold, Weihnachtspiele S. 155, 1 f.).

129 f. = Berlin 6, 9 f. BW 161 f. Kr 399, 3 f. N 41, 35 f. Obgr. 388, 11 f. Osw. 241, 13 f. Schles. 185.

131 f. = Bw 163 f. N 41, 37 f. Obgr. 388, 13 f. Osw. 241, 15 f.

133 f. = Berlin 7, 3 f. BW 167 f. N 41, 41 f. Obgr. 389, 10 f. Osw. 241, 19 f.

135—138 vgl. Berlin 7, 5 f.

Sē wer'n dâ drån so hårt dakema
Und ear'n Weg fluks weida nehma.
*Blås du gen ma'r zum åndat'n mål!
140 *So bleibt koan Wolf im gånzen Thål.

Veitl.

*I blås håld wia-r-a Jagasmåñ,
*Wal's is nia bessa g'lent håñ.
*Drei Pfiff und guad's G'schroa draf,
*Mâcht im Wåld båld an Auflaf
145 *Weit, weit hindåñ von meina Heerd,
*Daß üns von Wölfan koan's g'fressa werd.
*Los', G'schpåñ, de Himmelsröth zoagt üns ah wås åñ,
Als dåß i's håld ned recht vaschteha kåñ.
*Du, hoañ, was moanst, wås dås bidoit?

Jod'l.

150 *Hoañ Gschpån, es is håld irz so a kåltē Zoit,
*Das mâchan håld dē höllen Nacht.

Veitl.

Dås hân i nia g'hört in åll mein'n Gschaft.
*Hör auf mit dein'n Dispadiern!
*Ma'r thuet so machti üb'l friern,
155 *Daß i zittar in åll meiñ Glida.
*Vår Frost macht i mi lēg'n nieda.

Jod'l.
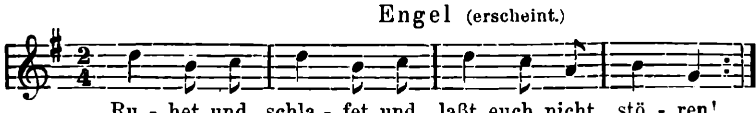
So leg'n mar üns ållēbeid
Zu unsan Schâf'n auf d'Heid.
*God wird schâñ für uns fleißi hiat'n,
160 *Wird uns und unsri Schafarln b'hiatn.

(Beide legen sich auf die Erde.)

---

139 f. = Berlin 7, 7 f. BW 170 f. N 42, 3 f. Obgr. 389, 19 f. Osw. 241, 22 f. 242, 10 f.
141 f. = Berlin 7, 9 f. BW 174 f. N 42, 6 f. Obgr. 389, 15 f. Osw. 242, 1 f. Wolfsberg (Lexer, Kärntisches Wörterbuch S. 296, 24 f.).
143 f. = BW 176 f. N 42, 8 f. Osw. 242, 3 f. Seebruck 389 f. (Oberbayer. Archiv 34, 131). Wo 296, 26 f.
145 f. = BW 178 f. N 42, 10 f. Obgr. 389, 17 f. Osw. 242, 5 f. Wo 296, 28 f.
147 f. = Berlin 8, 3 f. Grainet (Hartmann, Volksschausp. S. 524[4]). Osw. 242, 21 f.
149 f. = Berlin 8, 7 f.
151 = Berlin 8, 9. G.
153 f. = Berlin 9, 3 f. Eisenärzt (Oberbayer. Archiv 34, 143). N 42, 18 f. 43, 27 f. Osw. 243, 14 f. Rosenheim 203 f. (Oberb. Archiv 34, 173). Wessen 40 f. (Oberb. Archiv 34, 139).
155 f. = Berlin 9, 5 f. E. Kr 399, 7 f. N 43, 29 f. Osw. 243, 16 f. R 205 f. We 42 f.
157 f. vgl. Berlin 9, 8. N 43, 31 f. R 207 f. We 44.
159 f. = Berlin 9, 3 f. BW 208, Anm. N 43, 35 f. Obgr. 394, 6 f. We 45 f.

Engel (erscheint.)
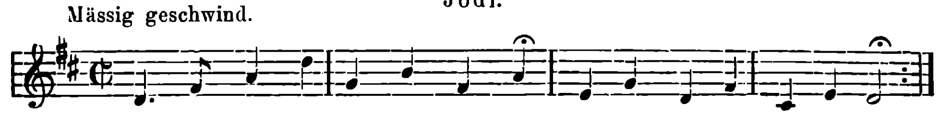


Ru - het und schla - fet und laßt euch nicht stö - ren!
Nur das will Gott hab'n, daß ihr mich sollt hö - ren. —

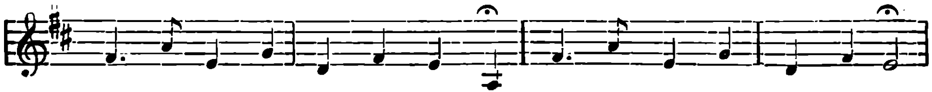
Ihr sollt eilends gehen nach Bethlehem hin.
Wâs Åådm valoren,
165 Dēs is irz giboren;
De Heilånd da Wöld
Aʳ hâd enk bischtöllt. (ab.)

Jodl.
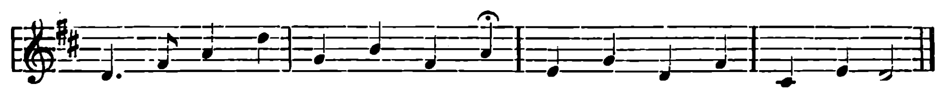
Mässig geschwind.



1. Ju - he, Veit'l, dâs hoaßt gschlâfa. Hēb dein'n Kopf auf d'Hēh a - mål!
Thua a wen - gel um - ma - gâf - fa, Los', was is dēs für a G'schall!



Hâb meiñ Leb - tå oft g'hört sin - ga, Pfeif - fa, gei - gna wun - da - var,



So kånn's koa - na z'wēg'n brin - ga, Wann's da beß - ti Schpülmâñ war.

2. Veit'l, ei du Bernheita,
Knoz nēd går so lång ēn Bēth,
Geh, schteh auf und gehñ mar weida!
Hoañ, Bua, schâmst di denn du nēd?
Låß di doh so oft nēd hoaßen, 180
Schteig amål von Nēst heraus!
Meiñ, wâs hülft dâs långē Bassen!
Geh, schteh auf und treib d'Schaf aus!

Veitl.

3. I soll irz dē Schaf austreiben?
185 S koam dē hålbē Nâcht vabei!
Dâs Ding låß i sauba bleiben,
War a rechti Nåradei.
Dâs Ding war recht unvaschtandta.
Jodl, då werd niks daraus.
War i moaring'n völli granti, 190
Wånn i nēd hed g'schlåffa aus.

Jodl.

4. Meiñ, wâs hülft da denn deiñ Rânzen!
Von mir sollst du hâñ koañ Rua.
Du wålg'st ja um wia-r-a Wanzen,
195 Sollt dih woarla schâma, Bua.
I wurd ah noh sölba gern gēhna,
Wann i nēd dar miaßt dazölln,
Daß mar åll zween söllten renna,
Wann marʳ's Kindl seha wöll'n.

Veitl.

200 5. Wâs thuat daʳ von Kind'l trama?
Hån ållzween koan Kind'l nia g'hâbt.
Bitt dih går schēñ, schlåffa thoañ maʳ,
Es is noh koam Mittanâcht.
Thoañ maʳ ållzween ruawi schlåffa,
Thua dih sauba zuwa lēg'n! 205
Du werst moaring'n sölba lâcha,
Daß d' hoint Nâcht koan Rua håst gēb'n.

Jodl.

6. Hoañ Bua, wer wird schlåffa kinna,
Wånn oam gach dar Eng'l wĕckt!
210 So wås siach i woarla nimma.
Mi håt's moast bai'n Hoar aufg'hĕbt,
Daß mar åll zween söll'n renna,
Wāñ ma^r's Kind'l seha wöll'n,
Und oan'n ird'r a weng wås nehma,
Daß ma^r's ēn kloan'n Kind'l gēb'n. 215

Veitl.

7. Z'wēg'n meina kånnst schoñ lauffa,
Thuat en irda, wås eam g'froit.
I bleib lig'n und thua noh schnauffa,
Bis i meini Schaf austreib.
Ma^r san Hirt'n, hån G'schtrapazi 220
Mid ēn Wölfen, mid ēn Bearn,
Miaßa Tåg und Nåcht umlaufe;
Bai da Nåcht då schlåft ma gern.

Jodl.

8. I woaß nēd, wås aus is kemma,
225 Bruada, durt im Himmel oben.
D' Eng'ln thoan jå g'nua umrenna,
Sand jå Schieblweis' umg'fåga,
Thoan schēñ geigna und schēñ singa,
Uñvagleichla trumm'l schlåga,
Thuat in Lift'n so schēñ klinga, 230
Miaßn g'wiß a Hohzat hån.

Veitl.

9. Nuoñ, so muaß i doh ah gåffa,
Walst ma^r von da Hohzat soast.
Du låßt mi a so nēd schlåffa,
235 Walst hoint so vül z'plauda^r'n woaßt.
Jegas, jegas, lieba Jodl,
Jegas, jegas, lieba Bua!
I siag's, i siag's, es is a sod'l,
Obnad gehts hoind narrisch zua.

(Beide stehen auf.)

Jodl.

240 Veitl, mich hat gedungt, i håb in Schlåf hör'n singa
Und går a siaßē Schtimm daklinga,
Koañ so schēñ's G'sång hån i nie g'hört,
So lang i lēb då auf dar Erd.

Veitl.

Håb's wohl g'hört, dērf's ah wohl sågn.
245 Wås gült's, hoint Nåcht hed si wås zuatrag'n.
Hölf God, wås siach i då hindåñ!
Vår Zida^{r}n i nimma rēd'n kāñ.
Es gibt von eam so an'n Glånz und Scheiñ,
Es dea^{r}f wohl går an Eng'l seyn.
250 Sañ ma^r na zichti, hoamla und stchtüll,
We^r'n schåñ hör'n, wås ar såga wüll.

Engel (kommt)



2. Fürcht euch gar nicht, freut euch vielmehr!
255 Ein grosse Freud' ich euch erklär.

3. Geboren ist Christus, der Welt-Heiland,
Den Gott der Herr in die Welt gesandt,

4. Zu Bethlehem in der David-Stadt,
Wie Micheas weiß gesaget hat.

260 5. Von einer Jungfrau ist er geboren,
Maria heisst sie auserkoren.

6. Denselben sollt ihr verehren
Als euren höchsten Gott und Herren. (Geht ab.)

Jodl.
Veitl!

Veitl.
Hu Jodl!

Jodl.
Folg mir nâch!

Veitl.
Wohin?

Jodl.

265 Nâch Bethlehem, dâ schteht meiñ Sinn,
Dâ find'n mar a Kind mit da schēn Maid.
Geh mid mir aufs Engl sein'n B'scheid!

Veitl.

Wâs bringa mar ēn Kindelein?
I hân niks âls a Lambalein,
270 I moan, es wird zufried'n sein,
Und dâ dâzua an'n Wecka,
I moan, es wird schâñ glecka.
Jodl, wâs thuast denn du eam bringa?

Jodl.

I mueß eam håld dâfiar uis singa.
275 Du woaßt wohl, dâs war a ma Wüll,
So hân i âba selba nēd vül.
Wâñ i war a Moa^r,
So bracht i eam Oa^r,
I bracht eam a netla Lemma,
280 I wollt eam noh wohl bessa kemma.
Geh, Veitl, geh und b'sinn di ned lang,
Geh und richt dar a weng wâs z'samm!
Schteh nēd a so he, Herrgods Koad,
Âls wann i dar a Lunpenweri het g'soat!

Veitl.

285 Geh, Jodl, geh, sey nēd so schper!
Gib ah a weng wâs her!

Jodl.

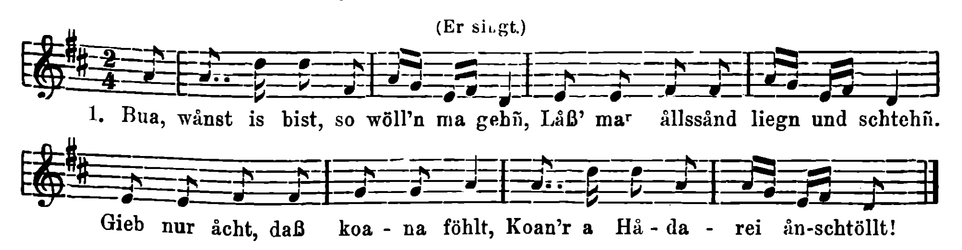
Meiñ liaba Veitl, vom Neid red'n ma^r går nid,
Von dem hân i âll meiñ Lebtag an'n Fried.
Âlls, wâs i hân in mein'n gânz'n Vamög'n,
290 That i für dâs kloañ Kindl ha^{r}geb'n.
Schau, lieba Bruada, thua mi a Bißl âñhörn,
Gehñ ma^r gehñ hin und thoan's mid uns nehma!

I tråg's glei hoam meina Lena.
Sie muaß ma^{r}'s scheñ loka,
295 So oft åls es hungat, wås kocha.
So brauchts koañ Mitnehma nēd
Und hån koån Hådarei auf'n Wēg.

Veitl.

Meiñ Jod'l, wia ung'schikt zmåchst nēd du dåher!
A Våda und Muada låßt då koañ Kind'l nēd her,
300 Und koañ söllas jå går nēd um Guad und Göld,
Es kimmt jå åls Richter und Heiland auf d' Wöld.

(Er singt.)



Jodl.

2. Lieba Bua, dås is a Glük,
Daß üns is dar Eng'l g'schikt,
Und hab'n dē Bothschåft g'hört,
Daß dar Heilånd kimmt auf d' Erd.

Veitl.

310 3. Nu, nu, nu, so wölln ma^{r} laufen,
Wåñ ma^{r} glei rund miaßa schnauffen,
Lauf'n ma^{r} rund über Stok und Schtau'n
Und beim Kindl thoañ mar uns ausschnau'n. (Beide gehen ab.)

---

4. Die Anbetung der Hirten.

(Joseph, Maria und das Kindlein Jesus. — Die beiden Hirten kommen.)

Jodl.

Nuoñ, då san ma^{r} schåñ dabei.
315 Daß's åba a nieda erbütig sey! —
Nuoñ, so griaß enk God ohnē åll'n Vadruß,
Bitt' åbar um Verzeihnuß,
Daß i då mid mein'n Gschpånn thua kemma,
I bitt, thuat's ma^{r}'s nēd in Üb'l aufnehma.

Joseph.

320 Kommet beide her, ihr Hirten mein!
Was für eine Noth treibet euch herein?

Jodl.

Um Mitanåcht gånz unvaseha
Då is a groß's Wunda g'scheha,
Håd God an'n Eng'l zu uns g'såndt,

325 Hâd g'said: Giboa^rn is da Wöldheiland,
Zu Bethlehem in da Davidschtâdt,
Hierbei er ah g'schprocha hâd.
Sâg uns die Wâhrheit, und fein g'schwind,
I bitt dih, Vâda, zoag üns dâs Kind!

Joseph.

330 Kommt nur herein, ihr Hirten mein!
Ich will euch zeigen das Kindelein.

Veitl.

Soll üns dâs Ding nēd krenka âll,
Daß ēs miaßt's hausen in kâlt'n Schtâll!

Joseph.

Ja, wir haben wohl einkehren müssen,
335 Auf daß wir uns auch beschreiben ließen;
Denn wir sein auch von Davids Geschlecht.

Jodl.

Jâ, meiñ Vâda, es is âll's schâñ recht.
O Joseph, wia is's hâld so bittala grimmla heftala kâlt!
Dâ hed i dâ a schneeweiß's Lambel, dâs soid't sich gâr bâld;
340 Wânnst's hâld dâs wölltst hâb'n,
So wöllt i dih hâld ah dâmid bēgâb'n.
I wollt da^r noh gern mehras gēb'n,
Dâmid dâs wild Viach dahaltad 's Lēb'n.
Meiñ lieba Schâz, nimm âñ
345 Voñ mir âlls, wâs i hâñ!
Dâ gieb i der a weng an Oa^r, Schmâlz, Möhl und Mülli,
Dâbei i mi dir âñempfühli.
Bitt âba, nimm va^rlieb mid meina Gâb!
Du woaßt wohl, daß i sölba nēd vül hâb.
350 Meiñ lieba Schâz, meiñ liebs Kind,
I bitt gâr schēñ, dawal ma^r dâ banâna sind,
So wollst uns unsa Grobheit vazeiha
Und uns âllen Glik und Heil valeiha.

Joseph.

Habt Dank, ihr Hirten allzugleich,
355 Von Gott dem Vater im Himmelreich
Um eure Schenkung und die Gaben,
Die wir von euch empfangen haben!
Gott wird euer Belohner sein,
Daß ihr seid kommen zu uns herein.

Maria.

360 O Hirten, das wär meine Bitt,
Ich hoff, werd's mir abschlagen nit,
Was ihr gesehen oder gehört,
Daß ihr's bei euch behalten werdt.

330f. = Obergrund (Peter 1, 398, 1). — 354. 358 = Obgr. 400, 14f.

Veitl.

O Muada, büld da^{r} dås nēd eiñ!
365 Ban üns soll åll's vaschwiega seyn.
Nuoñ, so b'hiet enk God allzesåm!
Ma^{r} wölln gehn weitar in Godas Nåm.

Veitl und Jodl (im Abgehen singen nach der vorhergehenden Melodie)
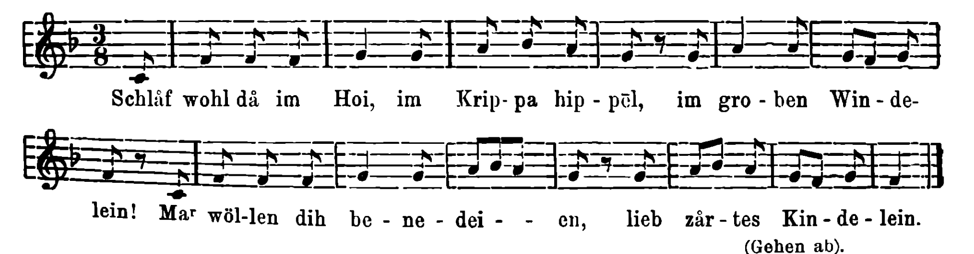
Liebes Schåza^{r}l, liebes Kind,
Liegst so årm in Kripp'l drinn
370 Auf'n Hoi und auf'n Schtråh,
Åls wånnst a Hirt'nbua wa^{r}st so.

Håst koañ Pfoad'l, håst koañ Janka^{r}l,
A kloan's Winda^{r}l is deiñ Gwanda^{r}l,
In dås dih d' Muada g'wikēlt håd.
375 Wie groß is nēd bei dir då d' Noth!

Wia årm liegst då hoint auf dar Erden
Und wirst einstmål Richta werden!
Nimm uns nacha allesand
Hin ins himmlisch Vådalånd!

380 Du bist dås Kind und håst dē Würd,
Wie dar Engl g'soat zu üns Hirt,
Daß d' då liegst im årma Schtåll;
Deiñ Wohning war da Himm'lssåll.

Liebē Muada, lieba Våda,
385 Ma^{r} bitn, dawal ma sand noh dåda,
Thuit's na guad aufs Biarbarl sehn,
Håbt's ēs ah wia mir recht ge^{r}n!



(Gehen ab).

Maria.

In meinem Herzen hab ich alle Wort,
Die ich von Hirten hab gehört,
Und hab es auch betrachtet wohl,
395 Was aus dem Kinde werden soll,
Nämlich der ganzen Welt Heiland,
Der uns vom Himmel ist gesandt.
Ach Joseph, lieber Gemahl mein,
Die Noth [? Nacht] fallet über uns herein;
400 Laß uns gehen hinein ins arme Hüttelein! (Beide ab.)

5. Zusammentreffen der h. drei Könige.

König Melchior (tritt auf).

Ich hab aus einem Stern verstanden,
Welcher erschienen ist in unsern Landen,
Daß ein neuer König geboren wär.
Deswegen ist auch mein Begehr,
405 Daß ich denselben wollt betten an,
Ihme auch ein Opfer than.

König Balthasar (kömmt).

Ich bitt den Herrn, er bericht' mich recht.
Ich bin auch von einem Königs-Geschlecht
Und hab alldort in unsern Landen
410 Aus einem neuen Stern verstanden,
Daß ein neuer König geboren wär.
Deswegen ist auch mein Begehr,
Daß ich denselben wollt betten an
Und ihme auch ein Opfer thun.
415 Vielgeliebter Herr und Freund,
Wie wunderbar kommen wir zusammen heunt!
So wollen wir mitsammen fort.
Liebster Herr, wer kommt alldort?
Ich sieh ihn auch dafür an,
420 Als wär er eine königliche Person
Aus Morgenland, nach seiner Gestalt.
Das wollen wir erfahren bald.

Kaspar (kömmt und stellt sich zwischen sie).

Ihr liebe zwei Herrn, versagt mir's nicht,
Könnt ihr mir geben keinen Bericht,
425 (Denn ich hab gar gewiß vernommen,
Daß ein neuer König auf die Welt sey kommen.
Hab dies erkannt an einen Stern
In meiner Lande weiten Fern)
Wo doch derselbe zu erfragen sey?

Melchior.

430 Eben von diesen wollen wir auch gleich sagen.
Denn das ist auch unser Begehrn,
Daß wir den König sehen gern
Und ihne auch anbetten möchten
Und ihme auch eine Schenkung brächten.

Balthasar.

435 Wie es einem König gebühren sollt,
Weihrauch, Myrrhen und rotes Gold.
Gefällts den Herren eben,
So wollen wir uns auf die Reis' begeben.

401—403. 405—408 = Gmunden (Pailler 2, 323f.).
416—444 = Gmunden (Pailler 2, 324f.).

Kaspar.

Vielgeliebte Herrn, es gar wohl thut seyn.
410 So wollen wir gleich nach Jerusalem hinein,
Denn das ist die Hauptstadt in Judea.
Ich verhoff', er sey gewißlich da;
So wollen wir folgen diesen Stern.
Welcher uns leuchtet von fern. (Alle drei gehen ab.)

---

6. Die h. drei Könige bei Herodes.

(König Herodes und Ernhold.)

Herodes.

445 Von heunt an hab ich beschlossen,
Daß ich meinem Rath nicht weich, dem großen.
Geschehen muß alls nach meinem Sinn,
Dieweil ich König von Judea bin.
Geh, Ernhold, sag den Räthen zu,
450 Daß es ein jeder vollziehen thu!

Ernhold.

Ihr Königliche Majestät, es sind vorhanden drei Herrn,
Die wären bei ihro Majestät gern.

Herodes.

Laß sie kommen zu mir herein!
Will sehen, was ihr Begehren thut seyn.
(Die heil. drei Könige kommen.)

Melchior.

455 Ihr Majestät, wir haben in unsern Landen
Aus einem neuen Stern verstanden,
Daß ein neuer König geboren.
Nun haben wir den Stern verloren.

Herodes.

Groß's Wunder ihr mir zeiget an,
460 Drum ich mich nicht genug verwundern kann.
Hab auch jetzt dies gehört von euch,
Daß ein neuer König geboren sey,
Der herrschen soll im Judealand.

Kaspar.

Ist denn der Stern euch nicht bekannt,
465 So verhoff ich doch, er zeigt uns an,
Daß dieser Ort nicht sei weit davon.
Den kommen wir alle drei zu verehren
Als unsern höchsten Gott und Herren.

445—486 = Gmunden (Pailler 2, 325—327).

Herodes.

Liebste Könige, sagt mir zur Frist,
470 Wann euch der Stern erschienen ist?

Balthasar.

Ihr Majestät, vor dreizehn Tagen um Mitternacht;
Dann haben wir uns auf die Reis' gemacht.

Herodes.

Seyd ihr getrost nur! In der Still
Bei meinen Gelehrten ich nachfragen will,
475 Daß sie mir in der Schrift nachsehen,
Wo solches Wunder soll geschehen.
Erforsch ich etwas von dem Kind,
So werd ich's euch anzeigen g'schwind.
Habt Dank, daß ihr seid kommen her,
480 Mir angezeigt die neue Mär. (Die drei Könige gehen ab.)

Herodes.

Drei weise Könige das sind,
Erfahr'n am Sternen-Firmament.
Es muß schon seyn gewiß,
Daß ein neuer König geboren ist.
485 (Zu Ernhold.) Ernhold, holl einen Schriftgelehrten,
Der nachschlägt, wo soll Messias geboren werden!
(Ernhold geht ab.)
*Sollte jezt ein neuer König kommen,
*So wird mir g'wiß mein Reich genommen.
*Ich aber will solches greifen an,
490 *Daß ich mache unterstan,
*Daß mich keiner aus meinem Reich vertreibe
*Und ich noch König in Judea bleibe.

Der Schriftgelehrte (kommt)

Was befehlen Ihro königliche Majestät?

Herodes.

Schlage mir nach in der Schrift, wo Messias geboren wird!

Schriftgelehrte (sucht in dem Buche nach).

Zu Bethlehem im Lande Judea. Denn so steht es bei den Propheten geschrieben: 'Du Bethlehem im Lande Juda bist durchaus nicht die geringste unter den schönen Städten in Judea; denn von dir wird ausgehen der Herrscher, der mein Volk Israel regieren wird.' (Geht ab.)

Herodes.

Der mein Volk Israel regieren wird! Ich und meine Familie vom Thron verworfen! Da muß ich ein Vorkehrung treffen, damit die Sache verhindert werde. Ernhold, laß die Könige zu mir kommen! (Die Könige treten ein.)

487—492 = Hans Sachs 11, 186, 9—14. Obergrund (Peter 1, 409). Gmunden (Pailler 2, 328; dort 2, 327 auch die folgende Prosastelle).

Herodes.

Da ich die Sache hab vernommen,
Wo dieser König her soll kommen
495 Und wo er soll geboren seyn,
Zieht ihr nach Bethlehem hinein!
Da müßt ihr euch bei diesem Thore eben,
Wo ihr seyd herein, wieder hinaus begeben;
Zeigt euch ein jeder gern die Stadt.
500 Wollt also folgen meinem Rath
Und hinziehen zu diesem Kind.
Findt ihr's, so sagt mir's auch geschwind,
Daß ich kann solches auch verehren
Als meinen höchsten Gott und Herren!

Die Könige.

505 Großen Dank ihr königliche Majestat,
Daß Sie sich so viel bemühet hat. (Gehen ab.)

Herodes.

*Zieht ihr nur hin! Nachdem
*Kommt ihr zurück von Bethlehem,
*So werde ich euch alle drei erwürgen lassen,
510 *Den neu gebornen König auch dermassen. (Geht ab.)

7. Die Anbetung der h. drei Könige.

(Die drei Könige kommen.)

Kaspar.

*Ihr Herren, sehet von fern!
*Vor uns steht der neue Stern.

Melchior.

Just er mir vor dem Aug erschien.

Balthasar.

Deshalb ich stark erfreuet bin. (Gehen ab.)

Maria mit dem Jesuskinde.

515 Ach liebes Kind, wer kommt herzu?
Kannst du denn haben keine Ruh!
Es seyn vorhanden vornehm, stattliche Leut.
Weiß nicht, bedeut's Leid oder Freud.
Ach Gott, sie seyn schon vor der Thür.

493—502. 505—509 = Gmunden (Pailler 2, 328). — 507—510 = Hans Sachs 11, 188, 4—7. Obergrund (Peter 1, 411). Kremnitz (Weimar. Jahrbuch 3, 410). — 509 f. = Edelpöck v. 1867 f. (Weinhold, Weihnachtspiele S. 260).

511—547. 555—596 = Gmunden (Pailler 2, 328-331, mit einigen Umstellungen). — 511 f. = Hans Sachs 11, 188, 12 f. (vgl. Chnustinus 1541 V, 1. Edelpöck v. 1577 f. Hartmann, Volksschauspiele S. 459, v. 199 f.).

520 Komm her, mein liebstes Kind, zu mir!
Komm her, mein Schatz, in meine Armen!
Mit Geduld wollen wir die Sach erfahren.

(Die drei Könige treten ein.)

Melchior.

Mein liebe Frau, fürcht't euch gar nicht!
Wir begehren nichts als den lieben Fried.
525 Warum wir aber her seyn kommen,
Haben wir aus einen Stern vernommen,
Daß ein neuer König geboren sey
Nach des Barabans [l. Balaams] Prophezei.
Den kommen wir alle drei zu verehren
530 Als unsern höchsten Gott und Herren.

Balthasar.

Ach König aller König werth,
Ein Herr des Himmels und der Erd,
Wie arm trifft man dich jetzt an!
Drum ich nicht unterlassen kann,
535 Weil ich dein Gottheit thue gespieren,
Dir lichtes Gold zu presentiren.
Du wirst regieren ewiglich,
Drum bitt ich dich demüthiglich,
Nimm mich einmal mit dir zugleich
540 Hinauf in das himmlisch Königreich!

Kaspar.

Ach Gott, der ganzen Welt Heiland,
Der du das himmlisch Vaterland
Verlassen hast aus lauter Lieb,
Die dich in diesen Stall hertrieb,
545 Weil ich ganz deiner Gottheit verg'wisset bin,
So nimm von mir zugleich auch hin
Myrhn, Weihrauch und auch Gold an!
Ach göttlicher Königssohn,
Hochwerthestes Kindelein,
550 Wirst auch einmal gedenken mein,
Wann sich mein Seel thut scheiden
Von meinem Leib am letzten End,
Daß sie mit dir in ewiger Freud
Triumphirt und herrschet in Ewigkeit.

Melchior.

555 Nun grüß ich dich, mein Herr und Gott.
Was leidest hier so große Noth!
Du liegest in dem wilden Stall,
Dein Wohnung wär' im Himmelssaal.
Herzallerliebstes Kindelein,
560 Armselig ruhst im Krippelein;
Dein göttlich Wille doch dies wollt.

Nimm hin auch von mir diesen Sold,
Der ich weit aus fernem Land
Bin kommen her ganz unbekannt!
565 Denn Gold und Weihrauch gebühret Gott.
Rette mich, Herr, aus aller Noth,
Wenn ich aus diesen Leben weich,
Nimm mich, o Gott, auf in dein Reich!

Maria.

Hochedle König und Herren mein,
570 Habt großen Dank nun insgemein
Von wegen der stattlichen Verehr!
Vergelts Gott euch hier und im Himmel mehr!

Balthasar.

O lieb Maria, gesegnet sey!
So wollen wir denn heim alle drei,
575 Ein jeder in sein eignes Land.
Nun Gott behüt und bewahr euch zur Hand!
Wir hoffen mit größter Zuversicht,
Dein Sohn wird es uns abschlagen nicht,
Er werde uns auf gleiche Weis'
580 Anschauen in dem Paradeis,
Allwo sein Reich kein End' wird nehmen.
Dort wollen wir wieder zusammenkommen.

Kaspar.

So wollen wir wiederum reisen fort
Und das'n Herodes kund machen dort.

Engel.

585 Ihr drei König, ich sag' euch zur Hand,
Ziehet wieder in euer Land,
Gehet nicht zu Herodes hin!
Er führt gar einen falschen Sinn,
Er will euch alle drei erwürgen lassen,
590 Den neu gebornen König auch dermassen.
Ein'n andern Weg nehmt in euer Reich,
Gottes Segen sey mit euch!

Balthasar.

Ist denn Herodes so voll List?
Das haben wir ja nicht gewißt.

Melchior.

595 So wollen wir denn fliehn aus Herodes Händen
Und wollen uns hin nach Indien wenden.
(Die Könige gehen ab.)

585 f. = Chnustinus V, 1. S. 69. — 593 f. = Obgr. 414.

8. Die Flucht nach Aegypten.

Joseph.

O Maria, wie geht es dir doch wohl?
Ist auch das Kind gesund und moll?

Maria.

Bin herzlich froh, daß d' kommen bist.
600 Schau, was derweil geschehen ist!
Drei König seyn kommen zu allem Glück
Vielleicht von Gott uns zugeschickt.
Wie ich dir anzeigen kann,
Habens ihre Schätz und Reichthum aufgethan
605 Mit größter Referenz, und hier
Nahmen sie wieder Urlaub von mir.

Joseph.

Hat uns Gott heunt also erfreut
Und uns erzeigt Barmherzigkeit!
O mein Maria, was sagst du dazu?
610 Weil das Kind schon ist in der Ruh,
So wollen wir uns legen schlaffen;
Doch du hast zu gebiethen und schaffen.

Maria.

Allzeit geschehe, Herr, dein Wille.
So legen wir uns denn in aller Stille. (Sie schlafen ein.)

Engel.

615 *Joseph, Joseph, steh auf geschwind
*Und entflieh mit dem Kind
Und seiner Mutter sammentlich!
Denn der böse König hat sich
Entschlossen, alle Kinder zugleich
620 Umbringen zu lassen in seinem Reich.
Darum will ich dir rathen fein,
Daß du flüchtest ins Aegypten hinein. (Geht ab.)

Joseph (erwacht).

O mein Maria, schlaffet ihr?
Traurig ist verkündigt mir,
625 Ich soll mit euch und auch dem Kind
Fliehen ins Aegypten g'schwind.
Herodes der böse König thut
Trachten nach des Kindlein Blut.

Maria.

*Ach, wo wollen wir hin bei der Nacht!
630 *Wer hat doch das Unglück erdacht!

597—652 = Gmunden (Pailler 2, 331—333). — 615 f. = H. Sachs 11, 189, 18 f. Köppen S. 123 f. — 629 f. = H. Sachs 11, 189, 29 f. Oberufer 1091 f. Kremnitz (Weim. Jb. 3, 415). Köppen S. 120.

*Seyn auch nicht sicher von den wilden Thieren
*Und von Mördern, die im Wald umirren.
Ach Joseph, liebster Joseph mein,
*Gott wird unser Geleitsmann seyn,
635 *Er wird uns zeigen alle Weg und Strassen,
*Er thut die Seinigen nicht verlassen,
*Thut einen Engel uns mitsenden,
*Der uns behüthe aller Orten und Enden.
Drum steh ich auf ganz zuversichtiglich.

Joseph.

640 Gotts Seegen wallte über dich und mich!
Gleich will den Esel ich für dich bereiten,
Damit du und das Kind könnt durch die Wildniß reiten.

Maria.

So komme her, du allerliebster Schatz!
Weil du allhier hast keinen Ort noch Platz,
645 So wollen wir reisen in das Aegypten-Land.
Gott behüth euch allesammt!

Joseph.

O harte Nacht, o schwere Reis!
Der Wind schneidt kalt wie Schnee und Eis.
*Wir müssen ins Aegypter-Land,
650 *Der Weg ist weit und unbekannt.
Wer wird sich über uns, der Armen
Und stockfremden Leut, erbarmen! (Sie gehen ab.)

9. Der Kindermord zu Bethlehem.

Herodes (tritt auf).

Was ist nun zu thun, was ist nun Rath?
Meine Meinung mich betrogen hat.
655 Drei Könige sind gewesen hier,
Die gewiß versprochen mir,
Wenn sie gefunden haben das Kind,
Werden sie mir's anzeigen g'schwind.
Nun seyn sie mir schon viel zu lang aus,
660 Sie seyn gewißlich zurück nach Haus.
Darum ist mir nicht wohl im Sinn,
In großem Zorn ich ganz entbrinn.
*Ich will der Sache thuen recht.

---

631 f. = H. Sachs 11, 189, 32 f. Oberufer 1095 f.
634–638 = H. Sachs 11, 189, 36–190, 4. Oberufer 1098–1100.
647 f. = Pressburg (Schröer 1858 S. 198).
649 f. = H. Sachs 11, 189, 30 f. Chnustinus V, 3 S. 72. Oberufer 1093 f.
653–686 = Gmunden (Pailler 2, 334 f.) — 691 f. = Gmunden (Pailler 2, 338).
663 f. = H. Sachs 11, 192, 23 f. (Köppen S. 102 führt Verse an, die nur entfernte Ähnlichkeit haben).

*Geh, Ernhold, holl mir meine Knecht!
665 Ich will sie schicken eilends herum
Um die Stadt Bethlehem um und um,
*Daß sie einfallen mit Gewalt
*Und die Knäblein mit zwei Jahren alt
*Ohn Erbarmen erwürgen, erstechen
670 *Oder ihnen die Hälse brechen.
(Zwei Henkersknechte kommen.)

Erster Henkersknecht.

Ihr Majestät, nun seyn wir hier.
Was sollen dann verrichten wir?

Herodes.

Geht um die Stadt Bethlehem immer dort
Im ganzen Lande immer fort!
675 Die kleinen Knäblein, die ihr da findt
Zweijährig und die darunter sind,
*Die thut ohn alls Mitleid und Erbarmen
*Bei den Reichen und den Armen
*Ermorden klein und groß!
680 *Der Mutter reißt sie aus der Schoß,
Erwürgt sie ohne aller Scheu!
Denn reich und arm das gilt mir gleich.

Zweiter Henkersknecht.

Ihr Majestät, so haben wir dann
Euren Befehl vernommen schon.
685 Nun wollen wir als getreue Knecht
Alles schon vollziehen recht. (Gehen ab.)

Herodes.

Geschieht die Sach nach meinem Sinn
Und sind alle Knäblein gerichtet hin,
So wird wohl auch, wie ich's vermein,
690 Der neugeborne König getödtet seyn.
Und ich so aller Sorgen frei
Kann sicher leben in meinem Reich.

Berlin.

667—670 = H. Sachs 11, 192, 5—8 (Köppen S. 102). Obergrund (Peter 1, 419).
677 - 680 = H. Sachs 11, 192, 9 - 12.

Rübezahl im heutigen Volksglauben.

Von Richard Loewe.

(Vgl. oben S. 1–24.)

4. Der Südwesten.

Südlich vom Kamm rechnet man das Riesengebirge westlich meist bis Neuwelt, mit dem das südöstlich von ihm gelegene Harrachsdorf und das noch weiter südöstliche Seifenbach am Teufelsberg eine Gemeinde bilden. Auskunft erhielt ich hier zunächst von dem 1826 in Neuwelt geborenen und seit etwa 1867 in Seifenbach wohnenden Zigarrenhändler Franz Rieger, der selbst aber nicht mehr wundergläubig ist. Von seiner Grossmutter aus Neuwelt hatte er folgendes erfahren:

Auf dem Teufelsberg und in der Nähe hörte man viel Hundegebell: das war der Nachtjäger. In der Buchenwaldung auf demselben Berge befand sich der Strohmann, der den Leuten nach Hause leuchtete. Auf dem Teufelsberg hat der Teufel Kegel geschoben, die bis nach Hochstadt hinflogen: die Kegel waren von Gold; man hat sie gesucht, aber nicht gefunden. Das Laubweiblein (lōpwābel) hat den Frauen Laub in die Schürze getan, das zu Gold wurde. Das Laubweiblein ist Rübezahls Frau gewesen.

In dem auf dem Teufelsberge kegelschiebenden Teufel haben wir auch ursprünglich Rübezahl zu sehen, wie dieser ja öfters im Riesengebirge zum Teufel geworden ist. Einen Kegel, der zu Gold wird, schenkt Rübezahl schon nach einer Darstellung vor Prätorius (Zacher, Rübezahl-Annalen 92). Und von Rübezahls Kegelbahn oberhalb der Kirche Wang muss gleichfalls die Sage bestanden haben, dass die Kegel von dort ungeheuer weit geflogen sind, da mir mein aus Brückenberg gebürtiger Führer, der mir die betreffende Örtlichkeit wies, sagte, dass ein von Rübezahl von dort geschleuderter Kegel unterhalb der Brotbaude gezeigt werde. Ob der Teufelsberg nach Rübezahl als Teufel sogar seinen Namen führt, oder ob Rübezahl als Teufel dort lokalisiert worden ist, weil der Berg schon Teufelsberg hiess, will ich an dieser Stelle nicht untersuchen. — In bezug auf Rübezahl sagte mir Franz Rieger sonst nur noch, dass auf dem Kaltenberge nach dem Elbfalle zu ein Mann gewesen wäre, der so getan hätte, als wäre er Rübezahl.

Weiteres erfuhr ich in dieser Gegend von dem 1832 in Harrachsdorf geborenen und seit 1845 auch in Seifenbach wohnhaften Johann Knappe, der auch nicht mehr wundergläubig ist. Derselbe sagte, dass der Nachtjäger bei Nacht mit seinen Hunden gejagt, der Strohmann wie eine Schütte Stroh gebrannt und den Leuten nach Hause geleuchtet haben solle. Auch

vom Laubweiblein wäre erzählt worden; doch wäre ihm weder bekannt, dass sie den Leuten Laub, das sich in Gold verwandelt, gegeben hätte, noch dass sie Rübezahls Frau gewesen wäre. Auch von Riesen und Zwergen (aber nicht von Kobolden und vom Waldgeist) wäre gesprochen worden; doch erinnerte er sich nicht mehr, was das war. Von Rübezahl wäre viel gesprochen worden, weniger zwar als vom Nachtjäger, aber mehr als vom Strohmann. Man hätte viele Geschichten von ihm erzählt. Er soll Wunder gewirkt haben. Aufgehalten haben soll er sich „mehr auf dem Gebirge“ (d. h. auf dem Kamm und nach dem Kamme zu). Er wäre ein hässlicher Mann gewesen mit langem Kopfhaar und mit einem Bart beinahe bis auf die Kniee; er hätte einen grossen Hut auf dem Kopfe und eine Kleidung von Rinde getragen.

Endlich erhielt ich hier noch Auskunft von Franz Riegers Tochter, Mathilde Rieger, die in Seifenbach geboren ist und ihr Wissen von ihrer ebenfalls dort geborenen Mutter hat. Nach ihr hätte man etwa folgendes gesprochen:

Der Nachtjäger hat des Nachts oft wie ein Hund gebellt. Der Strohmann hat wie eine Schütte Stroh gebrannt und den Leuten nach Hause geleuchtet. Das Buschweiblein hat den Leuten Zeug gegeben, bei den Hofbauden auch einmal einer Frau, die Läuse gesucht, eine Schürze voll Laub, dessen nicht fortgeworfener Rest zu Gold wurde. Das Buschweiblein wird erst in hundert Jahren wiederkommen; es ist verschwunden mit den Worten:

„Ich komme nicht eher in Böhmerland,
Weils nicht ist in Fürsten Hand.“

Vom Kegelspiele des Teufels berichtete Mathilde Rieger dasselbe wie ihr Vater, setzte jedoch noch hinzu, dass der Teufel die Kegel von einem Teile des Teufelsberges aus, der Teufelsfelsen heisse, geschoben haben und dass man dort noch seine Fussabdrücke sehen solle. Im übrigen sprach sie noch von „Teufels Rosengarten“, den sie dann auch „Rübezahls Rosengarten“ nannte (Rübezahls Rosengarten liegt bekanntlich auf der Kesselkoppe). Von Rübezahl selbst will Mathilde Rieger zuerst aus einem Schulbüchlein erfahren haben. Später habe sie einmal von einer aus den Hofbauden gebürtigen Frau in Seifenbach gehört, dass eine Höhle Rübezahls, die Schatzkammer genannt, existieren solle; man finde sich dort nicht zurecht; wenn man Licht nehme, lösche es aus (gemeint ist „Rübezahls Schatzkammer“ am Pantschefall).

Aus den mir in Neuwelt-Harrachsdorf-Seifenbach gemachten Angaben darf man wohl so viel schliessen, dass Rübezahl dort nicht den ersten Platz in der Geisterwelt eingenommen hat. Das mag zum Teil an der westlichen Lage dieser Punkte, zum Teil daran gelegen haben, dass hier ein Teil von Rübezahls Tätigkeit auf den Teufel übertragen worden war.

In Ober-Rochlitz erfuhr ich einiges von dem daselbst 1835 geborenen Weber Franz Biemann, genannt Schmid. Derselbe sagte mir,

dass heutzutage niemand mehr von Geistern rede und die jungen Leute an nichts mehr glaubten. Auch er selbst glaubte nicht mehr daran und konnte mir nur folgendes Wenige von dem, was man früher erzählt, berichten:

Der Nachtjäger bellte wie ein Hund: kiff, kaff, kiff, kaff. Der Strohmann war ein Geist, der Stroh getragen hat. Der Teufel hat einmal einen Stein getragen, aber damit nicht weiter gehen können; da ist der Stein irgendwo liegen geblieben. Rübezahl hat sich in Rübezahls Rosengarten aufgehalten, wo er die Mauer um den Garten gezogen und Blumen gepflanzt und gepflückt hat.

Doch sagte mir Franz Biemann noch, dass auch sonst viel von Rübezahl erzählt worden sei. — Weiteres teilte mir in Ober-Rochlitz der gleichfalls dort geborene und mit Franz Biemann etwa in gleichem Alter stehende ehemalige Holzfäller Franz Gebert mit. Nach ihm hat man früher folgendes erzählt:

Der Nachtjäger schlug an die Fichten und machte wie ein Hund „kiff, kaff, kiff, kaff". Der Strohmann hat wie eine Schütte Stroh gebrannt. Das Rüttelweibel, das sich auf Kratzelsebene aufhielt, bewirkte, dass das Garn beim Spinnen kein Ende nahm, und gab Laub, das sich in Gold verwandelte. Doch ist das Rüttelweibel fortgegangen (seitdem haben die Leute nichts mehr von ihm) mit den Worten: „Ich komme nicht eher in Böhmerland usw."

Von Rübezahl hätte man erzählt, dass er die Leute erst auf einen Irrweg, später aber wieder auf den richtigen Weg gebracht habe; er, Gebert, glaube nicht daran, weil es ihn niemals geäfft habe. Was Rübezahls Rosengarten betreffe, so hätten hier die Bewohner der Hofbauden, wenn ein Tourist in die Nähe gekommen wäre, einen Mann hingestellt, der so hätte tun müssen, als wäre er Rübezahl. Von der Entstehung von Rübezahls Rosengarten (bekanntlich eine aus Felsblöcken aufgemauerte, kreisähnliche Einfriedigung) erzählte er folgende auch sonst bekannte Sage:

Eine Komtesse wurde von einem Bären angefallen, aber durch einen Jäger gerettet. Sie verliebte sich in den Jäger, worauf sie ihr Vater zwang, in ein Kloster zu gehen. Aus Gram darüber erschoss sich der Jäger. An der Stelle, wo er sich erschossen hatte oder wo er begraben liegt, legte darauf die Komtesse den Rosengarten an.

Weiter befragte ich in dieser Gegend den Wirt der zu Ober-Rochlitz gerechneten Luftschenke, Wenzel Stumpe, der 1846 in Sahlenbach, nordöstlich von Ober-Rochlitz und höher hinauf gelegen, geboren ist. Wie er mir sagte, wäre von Rübezahl mehr als vom Nachtjäger und vom Buschweibel gesprochen worden; vom Strohmann weiss er überhaupt nichts. Das Buschweibel habe eine Hocke auf dem Rücken gehabt, in der es wohl Holz getragen habe; Rüttelweibel sei nur der Name für einen grossen Vogel. Für Rübezahls Rosengarten kennt Wenzel Stumpe die Ausdrücke 'Rosengartl', 'Rübezahls Rosengartl', 'Teufels Rosengartl'. Es wachse (wovon ich mich selbst überzeugt habe) dort meist nur Futter,

aber auch Blumen wie Habmichlieb. Die Sage von der Komtesse und dem Jäger ist ihm völlig unbekannt. Vielmehr solle Rübezahl dort die Steine im Ringe gebaut haben, und es habe auch noch alte Leute gegeben, die ihn noch in seinem Rosengarten gesehen haben wollten: er solle einen langen, weissen Bart gehabt haben. Auch wären viele Geschichten über Rübezahl erzählt worden, doch könne er sich an keine mehr erinnern.

In den dem Rosengarten zunächst gelegenen Hofbauden befragte ich den jetzt dort ältesten Mann, Vincenz Scheer, der 1841 auch in einer Hofbaude geboren wurde. Er hält sich im Winter ebensogut wie im Sommer in den Hofbauden auf. Sein Wisssen hat er von seinem Grossvater, der gleichfalls schon aus einer Hofbaude stammt. Letzterer habe viele Geschichten von Rübezahl erzählt und wenige nur vom Nachtjäger. Vom Strohmann sei überhaupt nichts gesprochen worden; Rüttelweibel sei nur der Name für einen Vogel (über das Buschweibel finde ich hier bei mir keine Notiz). Vincenz Scheer sagte ferner, dass die jetzige Jugend über Rübezahl lache, stellte ihn sich aber auch selbst bereits als Menschen vor und verglich ihn mit Eulenspiegel, der 'ähnliche Dummheiten' gemacht habe. Für 'Rübezahls Rosengarten' kannte er sonst nur noch den Ausdruck 'Rübezahls Lustgarten'; die Bezeichnung 'Teufels Rosengarten' erklärte er als unrichtig. Dazu erzählt er folgendes:

Rübezahl hat den Garten vor mehr als hundert Jahren gebaut. Als der Bau fertig war, hat er dort mit seiner Frau getanzt. Auch viele andere Leute haben mitgetanzt. Rübezahl ist viel umhergegangen und hat vielerlei Spässe mit den Menschen gemacht. So hat er einmal gesagt: „Habt acht, ihr Leute! Es ist leichter, eine Last bergab zu tragen als bergauf“.

Der Teufel hat einmal einen grossen Stein getragen und wollte ihn in den schwarzen Teich werfen, damit Warmbrunn untergehe. Da kam ein altes Weib und sagte zu ihm, er möge ruhen. Als er geruht hatte, konnte er nicht wieder mit dem Steine aufstehen. Der Stein steht dort noch, und die Kette daran ist noch zu sehen.

Bei der letzten Erzählung hat Vincenz Scheer auch zuerst 'Rübezahl' gesagt, dann aber dies Wort in 'der Teufel' korrigiert. Offenbar hat er hier beide Versionen gehört gehabt. — Über Rübezahls Rosengarten machte er noch folgende Mitteilungen:

„Früher haben hier viele Blumen gestanden; ausserhalb des Gartens standen weniger. Die Fremden haben aber die Blumen mit der Wurzel ausgerissen, so dass jetzt keine mehr dort vorhanden sind. Es waren weisse, rote, blaue und gelbe Blumen, darunter auch Habmichlieb. Es war auch eine Art gelber Blumen da, die aufsprangen wie Rosen. Diese Blume hiess gäle (gelbe) tollitte.“

Wie es scheint, tritt Rübezahl im Südwesten des Riesengebirges um so mehr in der Geisterwelt hervor, je weiter man nach Nordosten, d. h. je näher man seiner Lokalisierung im Rosengarten rückt. Dabei ist es schwer, in diesem Gebiet viel über Rübezahl zu erfahren, weil der Wunderglaube hier überhaupt sehr zurückgegangen ist. Letzteres liegt

wahrscheinlich wieder an dem starken Verkehr in der grossen Marktgemeinde Rochlitz, zu der auch Sahlenbach und damit auch die Hofbauden gehören; doch mag auch der Fremdenverkehr in Neuwelt-Harrachsdorf das seinige dazu beigetragen haben.

Dass freilich in nicht zu ferner Vergangenheit auch in diesen Gegenden der Glaube an Rübezahl noch ganz lebendig war, geht aus einer Mitteilung hervor, die mir in der Wosseckerbaude von der daselbst 1871 geborenen Frau Ludmilla Endler gemacht wurde. Dieselbe erinnert sich nämlich noch, dass die in der Wosseckerbaude verkehrenden Leute (die doch grösstenteils aus Rochlitz, Seifenbach, Harrachsdorf und Neuwelt gewesen sein werden) von den Quargsteinen fünf Minuten oberhalb der Baude gesagt hätten, dass Rübezahl dort einen Schatz verborgen halte; sie glaubten ihn dort sein Geld zählen zu hören und fürchteten sich, des Abends dort vorbeizugehen.

Auch muss der Glaube an Rübezahl früher sogar noch weiter südlich verbreitet gewesen sein. Wie mir nämlich Frau Endler auch noch berichtete, hat ihr im Jahre 1830 in Witkowitz geborener Stiefvater, Johann Hollmann, viel Geschichten von Rübezahl erzählt, darunter auch solche vom Rosengarten. Auch vom Nachtjäger und von den Laubweibern, die Laub in Gold verwandelten, hätte er, doch seltener, geredet, während andere Leute der Gegend wieder mehr vom Nachtjäger gesprochen hätten. Vom Strohmann wusste Frau Endler überhaupt nichts. Von den Geschichten, die ihr Stiefvater von Rübezahl erzählt hatte, erinnerte sich Frau Endler nur noch an eine, die allerdings auf diesen in der Hauptsache erst übertragen worden zu sein scheint. Ich gebe sie in folgendem wieder:

In Ober-Rochlitz kam ein Graumännlein (grömandl) jeden Abend zu bestimmten armen Leuten, um mitzuspinnen. Die Leute hatten Angst, dass man von ihnen sagte, es spuke bei ihnen, und wollten ausziehen. Sie wuschen ihr Spinnzeug und machten sich zum Umzug fertig. Abends aber kam das Graumännchen, brachte eine Bürste mit und wusch auch sein Spinnzeug. Als die Leute es nun fragten, weshalb es das täte, sagte es: „Ihr wascht euer Gefieder [Spinnzeug], ich wasche meines; ihr zieht auf den Berg, ich ziehe mit.“ Da beschlossen die Leute, in ihrem alten Hause zu bleiben. Am nächsten Morgen aber brachte ihnen das Graumännlein Geld, damit sie sich ein neues Haus bauen könnten. Es sagte, es wäre Rübezahl, und war verschwunden. Seitdem ist es nicht wieder zu den Leuten gekommen.

Dass übrigens in dieser Gegend nicht jeder Punkt, von dem eine Sage ging, auf Rübezahl bezogen wurde, folgt aus einer andern Erzählung von einem Stein, der 'Jakobs Grab' genannt wird. Es ist ein rechteckiger Stein in Deckelform zwischen Schneegruben und Wosseckerbaude, etwa 200 Schritt von einem Hauptgrenzstein auf der österreichischen Seite. Man sagte, dass, wer sich auf diesen setze, nicht wieder fortgehen könne. Johann Hollmann erzählte eine Geschichte davon, wie es einem Pascher, der sich nun gerade darauf gesetzt hätte, übel ergangen wäre.

5. Das tschechische Gebiet.

Auch noch südlich von Witkowitz, in dem tschechischem Teil des Riesengebirges, müssen mindestens früher Geschichten von Rübezahl erzählt worden sein. Ich erfuhr davon durch Frau Anna Schwarzbach, geb. Drážny, aus Reichenberg in Böhmen, die ich zufällig in Gross-Aupa antraf. Sie sagte mir, dass, als sie ein Kind war (sie ist 1864 geboren), ihr von ihrer aus der Gegend von Starkenbach gebürtigen und nach Starkenbach selbst verheirateten Urgrossmutter, Anna Hasek, verschiedene Geschichten von Rübezahl erzählt wurden. So die folgende:

An einem Karfreitag ging eine Frau mit ihrem Kinde an einem Felsen des Riesengebirges vorüber. Der Fels war gespalten, und sie bemerkte ein Licht darin. Als sie näher trat, sah sie, dass es kein Licht war, sondern Steine, die im Sonnenglanz wie Gold leuchteten. Sie liess das Kind hineintreten, das dann mit den Steinen spielte. Plötzlich bemerkte sie den Berggeist Rübezahl vor sich, der zu ihr sprach, sie möge ihrer Wege gehen, er würde das Kind behüten. Sie ging darauf in die Kirche. Als sie aber zurückkam, war der Fels finster und geschlossen. Nachdem sie lange vergeblich nach ihrem Kinde gesucht hatte, ging sie traurig nach Hause. Unterwegs begegnete ihr ein altes Mütterchen, das sie nach der Ursache ihrer Traurigkeit fragte. Als sie den Vorfall erzählt hatte, sagte das Mütterchen: „In diesem Felsen sind Gold, Silber und Schätze verborgen, und stets an diesem Tage öffnen sich die Schätze, wenn die Passion gelesen wird. Wenn ihr in einem Jahre in dieser Stunde wiederkommen werdet, so werdet ihr euer Kind zurückerhalten.“ Darauf verschwand das Mütterchen. Am Karfreitag des nächsten Jahres versäumte die Frau nicht, zu dem Felsen zu eilen, und sehnsuchtsvoll wartete sie, bis die Passionsstunde kam. Da sah sie plötzlich den Felsen vor sich erleuchtet. Sie rief und sprang näher, und mit ausgestreckten Armen kam ihr Kind ihr entgegen. In den Händen hielt es noch denselben Apfel, den es im Jahre zuvor bekommen hatte. Darauf trat eine Gestalt näher und sagte: „Ich übergebe euch euer Kind. Hier habt ihr auch eine Schürze voll Wurzeln, die euch Glück bringen werden, wenn ihr sie weiterpflanzt und die Kinder damit heilt.“ Darauf verschwand die Gestalt wieder. Als die Frau nach Hause kam, sah sie, dass der Apfel in Wirklichkeit ein Stein von Gold war. Aus den Wurzeln aber stellte sie Arzneien her, die sie für teures Geld verkaufte. Es war die Glückswurzel oder Hauswurzel, die man auf Dächer pflanzt.

Diese Geschichte hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der von 'Rübezahl als Kindesretter', die ich von Berthold Hintner aus Braunberg hörte (S. 9). Andrerseits zeigt sie nahe Berührungen mit einer Geschichte vom Geist der Abendburg, die mir der Waldarbeiter August Liebig aus Kiesewald folgendermassen erzählte:

Eine Frau ging einmal mit ihrem Kinde fort, Himbeeren zu suchen. Sie kam zur Abendburg, die wie ein Schloss aussah. Die Frau ging hinein, setzte das Kind auf eine Tafel und sah sich alles an. Der Geist der Abendburg zeigte ihr alles. Als es gegen zwölf Uhr mittags kam, sagte der Geist zur Frau, sie solle die Abendburg verlassen. Beim Fortgehen aber vergass sie das Kind. Nach einem Jahre traf die Frau zur selben Stunde bei der Abendburg wieder ein. Als sie sah, dass die Tür offen stand, ging sie hinein. Der Geist war da und hatte dem Kinde einen roten Apfel geschenkt. Er beschwor die Mutter hoch und

teuer, dem Kinde den Apfel nicht zu nehmen. So lange das Kind den Apfel hätte, brauchte sie nicht für seine Ernährung und Bekleidung zu sorgen. Die Mutter nahm das Kind mit und tat so, wie ihr der Geist befohlen hatte. Neugierige aber rieten ihr, den Apfel zu zerschneiden. Als sie das tat, war das Kind sofort tot.

Hierzu sei noch dieselbe Geschichte in der Form gefügt, wie sie mir der Steinmetz August Liebig aus Nieder-Schreiberhau erzählt hat:

Die Abendburg ist eine verwünschte Burg, in der Schätze liegen. Sie steht zu gewissen Zeiten offen. Auf diese Weise ist einmal ein Mann mit seinem Jungen hineingekommen, den er aber beim Weggehen dort vergass. Der Berg schloss sich, bevor der Knabe hinausgehen konnte. — Nach einem Jahre ging der Mann zur selben Zeit wieder zur Abendburg. Diese stand offen und er sah sein Kind noch an derselben Stelle stehen, wo er es verlassen hatte, mit einem Apfel in der Hand. Er nahm dasselbe, rührte aber kein Geld an. Der Junge starb aber bald darauf.

Frau Schwarzbach erzählte mir noch eine zweite Geschichte von Rübezahl, die sie von ihrer 1802 in Starkenbach geborenen Grossmutter gehört hatte. Ich gebe ihren Bericht hier nur verkürzt wieder, ohne doch etwas Wesentliches zu übergehen:

Eine Frau, die hoch oben auf dem Riesengebirge wohnte, war tief in Schulden geraten, die sie nicht zahlen konnte. Da rief sie in ihrer Not in der Dreikönigsnach' Rübezahl als Berggott an. Rübezahl erschien auch und sagte, dass er zwar nicht der Herrgott sei und nicht allmächtig, dass er aber doch imstande sei, ihr zu helfen. Er ging darauf hinunter und zahlte vor Gericht alle ihre Schulden in Gold. Dann kam er wieder hinauf und brachte ihren Kindern Spielzeug mit, das sie sich gewünscht hatten. Sie selbst aber lehrte er die Anwendung aller Kräuter, so dass sie vom Verkaufe derselben und der daraus hergestellten Arzneien leben konnte. Doch machte die Frau kein Geheimnis aus Rübezahls Lehre, so dass die Kunde der Kräuter und Arzneien zu vielen Leuten drang.[1])

Anhang. Die deutschen Namensformen für Rübezahl.

Der Einfluss der Unterhaltungsliteratur zeigt sich nicht bloss in einzelnen Erzählungen, die über Rübezahl umgehen. Er tritt noch mehr in der Form des Namens Rübezāl hervor. Mit Ausnahme des Südostens habe ich diese Form im allgemeinen Gebrauche im Riesengebirge gefunden, nur dass das ǖ meist nur mit geringer Lippenrundung gesprochen wird. Im Südosten aber hört man daneben auch Rībenzāl (ich schreibe hier absichtlich nicht streng phonetisch). So bediente sich dieser Form Karoline Buchberger aus Riesenhain, die nicht lesen und schreiben kann und die auch zu mir nur in reinem Riesengebirgsdialekte zu sprechen imstande war. Gastwirt Dix aus Riesenhain führte dieselbe Form aus dem Munde seines Vaters an. Aber auch die aus einer Baude im Blaugrund gebürtige Maria Wimmer, die im Halbdialekte zu mir sprach,

1) Frau Schwarzbach setzte noch hinzu, dass ihre Grossmutter selbst alle Kräuter und die daraus hergestellten Arzneien gekannt und auch sie diese Kenntnis gelehrt hätte.

sagte regelmässig Rībenzāl. Der aus Klein-Aupa stammende Berthold Hintner in Braunberg gebrauchte selbst die Form Rübezāl, teilte mir aber auf meine Anfrage mit, dass die alten Leute noch Rībenzāl sagten. Freilich sprachen auch schon der alte und mir im reinen Dialekt erzählende Valentin Braun sowie Wilhelm Gleisner in Gross-Aupa Rübazāl (wobei das a der Mittelsilbe wohl auf Angleichung an das ā der letzten Silbe beruhen wird); doch sagte Gleisner meist 'der Rübenzähler'.

Rībenzāl ist nun diejenige Wortform, deren sich Prätorius im Titel seiner Daemonologia, Rübezāl aber die, deren sich regelmässig Musäus und nach seinem Vorbilde sämtliche Unterhaltungsschriftsteller der Folgezeit bedienen. Sie ist auch die allein in der Schule übliche sowie die auch im Riesengebirge allein schriftgemässe Form, die vor allem an unzähligen Schildern von Gasthäusern und Villen dort zu sehen ist. Letzterer Umstand mag ganz besonders zu ihrem Vordringen beigetragen haben. Hierbei aber haben sich dann weiter auch solche Leute, die nicht lesen und schreiben konnten, nach denen, die es konnten, gerichtet.

Die Form Rībenzāl hat sich, wie es scheint, nur noch im Südosten des Riesengebirges erhalten, wo die Rübezahlsage überhaupt am festesten haftet. Für eine ursprünglich weitere Ausdehnung dieser Form oder doch der Form Rübenzāl kann ich wenigstens ein Moment geltend machen. Ernst Friedrich in Petersdorf, der mich zuerst auf die S. 24 erwähnte Inschrift am Kochelfalle, die er bereits als Kind gesehen hätte, aufmerksam machte, zitierte die Anfangsworte derselben (1871 ist ja die Inschrift erneuert worden) als Hans Rübenzāl, während er sonst Rübezāl sprach. Andrerseits scheint auch die Form *Rībezāl alt zu sein, da ich von einem sehr alten Manne in St. Peter wiederholt Rībezæl hörte, offenbar eine Angleichung an das volksetymologische Rübenzæler, wobei aber gerade der erste Teil des Namens unverändert geblieben sein muss.

Schlussbemerkungen.

Meine Nachforschungen im Riesengebirge haben ergeben, dass wirklich dort Erzählungen von Rübezahl im Umlaufe sind und es früher noch in viel grösserer Zahl gewesen sein müssen. Manches, was ich in den Sagen über ihn mitgeteilt habe, werden Kenner der Märchen- und der Schwankliteratur anderwärts wiederfinden: wir sehen aber jedenfalls so viel, dass Rübezahl im Riesengebirge zu einem Mittelpunkt von Erzählungen vom Volke selbst gemacht worden ist. Was über den Nachtjäger im Riesengebirge erzählt wird, scheint nicht erheblich von dem, was man von demselben sonst in Schlesien und vom wilden Jäger in anderen Teilen Deutschlands berichtet, abzuweichen. Das Analoge gilt auch für die übrige Geisterwelt.

In bezug auf die Anschauungen über Rübezahls Aussehen und seine Aufenthaltsorte hat sich bei meinen Nachforschungen manches heraus-

gestellt, was aus den Zeugnissen der Vergangenheit noch nicht bekannt war, weniger in bezug auf die Anschauungen über seine Tätigkeit. Vielfach kennt die Sage auch eine Frau Rübezahls, die sie aber keineswegs überall mit der Prinzessin Emma identifiziert; einmal lässt sie dagegen das Laubweibchen als solche erscheinen.

Meine Ergebnisse sind natürlich noch sehr lückenhaft. Es konnte das auch nicht anders sein, da meine Reise kaum drei Wochen gewährt hat und ich erst am vierten Tage derselben bemerkte, dass noch Erzählungen über Rübezahl im Volke vorhanden sind. Zu vielen Leuten habe ich auch vergebliche Gänge tun müssen, und meinen ursprünglichen Zweck, mir die Örtlichkeiten der Rübezahlsage anzusehen, durfte ich auch nicht aus den Augen verlieren. Da aber die Sage beständig an Boden verliert, so habe ich mit der Veröffentlichung meiner Sammlungen nicht zögern zu dürfen geglaubt.

Gross-Lichterfelde, 3. Oktober 1907.

Nachtrag.

Herr Bergverwalter Teichmann in Hermsdorf bei Waldenburg (vgl. S. 13) hat weiteres über Rübezahl zu erkunden gesucht und mir folgende eigenhändige Niederschrift eines Bergmanns zugesandt:

Ich bin in Wolfshau geboren und erzogen worden. Von meinem Grossvater Gottlieb Liebig, der 1790 zu Wolfshau geboren und 1871 dort starb, habe ich oft von Rübezahl erzählen hören. Der Rübezahl hat seine Blumen und Kräuter auf dem Gebirge bewacht und soll ganz verbost gewesen sein, wenn Leute seinen Teufelsbart abgerissen und mitgenommen haben. Da hat er es donnern und blitzen und heftig regnen lassen, dass die Leute nicht wussten wohin. Dies kann ich Ihnen bestimmt mitteilen.

Hermsdorf bei Waldenburg, den 1. 1. 08. Karl Liebig, Bergheuer.

Ausserdem hat mir Herr Teichmann vom Lehrer Liebig in Forstlangwasser einen Brief übersandt, aus dem ich folgendes heraushebe:

Wohl erinnere ich mich noch dunkel, dass meine Mutter, die aus Krummhübel war, oft und viel Geschichten erzählt hat, die sich auf Rübezahl bezogen. Und ich möchte auch behaupten, dass unter diesen Geschichten viele waren, die aus dem Volksbewusstsein geschwunden sind, wahrscheinlich deshalb geschwunden, weil der Aberglaube gar zu sehr in denselben hervortrat und die heutige Welt sich doch sehr von dem Aberglauben losgemacht hat . . Wollte doch neulich mir selbst der alte Millökner in Bergschmiede weiss machen, dass Rübezahl mich geäfft habe, weil ich $3^1/_2$ Stunden auf dem Brunnberg umherirrte, ohne mich zurechtzufinden, ich wusste aber, dass ich im Nebel den Weg und die Richtung verloren hatte und Rübezahl daran nicht schuld war.

Ich benutze die Gelegenheit noch zu ein paar anderen nachträglichen Bemerkungen. Auch einer meiner beiden ersten Gewährsleute in Schreiberhau (ich vermisse nur eine Notiz darüber, wer von beiden) sagte mir,

dass man sich Rübezahl als einen Waldgeist vorgestellt habe. — Bezüglich der Aussagen, welche mir im Jahre 1904 ein dreizehnjähriges Mädchen (es war die Tochter des Besitzers der Dumlichbaude) gemacht hat (vgl. oben 15, 176), bemerke ich noch, dass sie mir betreffs des Kornstehlens aus sich selbst nur sagte, dass Rübezahl einem Müller Hafer gestohlen habe; zu ihren weiteren Äusserungen aber, dass der Müller reich war und dass er den Hafer einem armen Manne geschenkt habe, erst durch meine weitere Fragestellung veranlasst worden sein könnte.

Gross-Lichterfelde, 21. Januar 1908.

Der kluge Vezier,

ein kaschmirischer Volksroman,

übersetzt von **Johannes Hertel.**

(Vgl. oben S. 66—76.)

Als der König die Rückkunft des Prinzen erfuhr, zog er ihm mit seinem Vezier entgegen. Zu Hunderten nahm er die Rosse, zu Tausenden die Elefanten, zu Hunderttausenden die Krieger, und führte den Prinzen mit dem Vezier in seinen Palast. Er setzte ihm herrliche Speisen vor, sorgte für das, was das Fest erheischte, und war sehr zufrieden; und auch der Vezier war hocherfreut.

Darauf erging ein Befehl des Königs an seinen Vezier, für die beiden einen Lustgarten herstellen und in dessen Mitte einen Palast errichten zu lassen. Und der Vezier liess einen Palast in einem Lustgarten bauen; und in dem Palaste 22 liess er | goldene Sophas aufstellen und Perlenketten an deren Decken hängen. In den Garten aber liess er Bäche leiten und fruchtbare Bäume pflanzen. Und dann liess der König den Prinzen mit seinem Vezier zu sich rufen und sagte zu dem Prinzen: „Der Sohn des Veziers sei dein Vezier.“ Sodann setzte er dem Prinzen ein Stück Land aus zu 1000 khār[1]) und sprach zu ihm: „Deine Ausgaben sollst du durch Anweisungen an meinen Schatz begleichen.“ Zugleich entbot er die Schatzmeister vor sich und befahl ihnen, die Anweisungen des Prinzen zu honorieren; und das befahl er ihnen in Gegenwart des Prinzen. Und weiter befahl er dem Prinzen: „Geh und weile mit dem Vezierssohn im Garten | 23 und sei fröhlich! Denn einen neuen Garten habe ich für euch beide errichten lassen.“ — Da begab sich der Prinz mit dem Sohne des Veziers in den Garten, und sie hielten sich im Palaste auf, um fröhlich zu sein. Aber unter allen Lustbarkeiten magerte der Prinz infolge seines Liebeskummers ab von Tag zu Tage, und der Vezierssohn spendete ihm Trost, soviel er vermochte

Einst kam der König mit seinem Vezier in den Garten und sah, dass der Prinz über die Massen abgemagert war. Der Vezierssohn erwog, was zu tun sei,

---

1) Ein Hohlmass (hier gebraucht wie unser ‘Scheffel’).

legte dann die Vorderarme zusammen und sagte zum König: „Diese ganze Geschichte hängt mit einer Königstochter zusammen; um ihretwillen verfällt der Prinz von Tag zu Tage mehr. Ich habe ihm | nach Kräften Trost gespendet, aber der Prinz kommt nicht davon ab.“ Da überlegte der König und sagte zu seinem Vezier: „Diese Königstochter muss meinem Sohne vermählt werden.“ Der Vezier sagte zum König: „Die Prinzessin, o König, ist die Tochter des Fürsten von Rūs; dieser aber ist ein schrankenloser Herrscher. Wollten wir ihm Boten senden, die Werbung um die Prinzessin zu überbringen, so würde er zornig werden, sein Heer gegen uns schicken und uns aus dem Lande jagen. Wir werden ihm im Kampfe nicht gewachsen sein.“ 24

Der König dachte nach; dann liess er seinen Sohn vor sich kommen und sprach zu ihm: „Welche Prinzessin dir gefällt, die will ich dir vermählen, ausser jener.“ Der Prinz entgegnete: „Wenn du nicht | jene mir vermählst, so ist mein Glück dahin. Wird nicht sie die Meine, dann will ich mich überhaupt nicht vermählen.“ Der König versuchte alles, um ihn zu trösten, aber der Prinz wollte nichts hören. Da ward der König zornig und sprach zu seinem Sohne: „Geh! Lass deinen eigenen Vezier dafür sorgen!“ Darauf kehrte er im höchsten Zorn mit seinem Vezier in seinen Palast zurück. 25

Der Prinz weinte, und sein Vezier sang ein Liedchen, ihn zu trösten:

7. „Was weinst du Tränen, Prinz, in deinem Schmerz?
Ach, deine Tränen brechen mir das Herz.
Um deinen Kummer nehm ich mir das Leben;
Doch wird dir Gott noch seinen Segen geben.

8. Die Zeit ist da. Mach dich zur Fahrt bereit!
Der Weg zur Stadt ist einen Monat weit.
| Die Königstochter löst ihr Wort dann ein. 26
Stell aus auf Hunderttausend einen Schein![1])

9. Die nehmen auf die Reise wir mit fort;
Bei Nacht verlassen heimlich wir den Ort,
Zur Nachtzeit satteln wir zwei Rosse gut
Und stellen uns in unsres Gottes Hut.“

Da antwortete der Königssohn dem Vezier gleichfalls mit einem Liedchen:

10. „Mein Freund, mein Freund, mein Freund, o mein Vezier!
Mein Vater liess mich; Mitleid ist bei dir.
Er hat sich *seinen* Pflichten zugewandt,
Ein mächt’ges Feuer ist in mir entbrannt.

11. An *einem* Tage kamen wir zur Welt;
Seit diesem Tag ist dir mein Herz gesellt.
Zugleich ward uns des Lehrers Wort zuteil;
So tu, wie dir’s gefällt, zu meinem Heil!“

| Darauf übergab der Prinz dem Vezier eine von seiner Hand geschriebene Anweisung, mit der dieser zum Schatze ging, die hunderttausend Goldstücke zu holen. Sodann machte der Minister alles fertig zur Fahrt. In der Nacht erhoben sich beide, sattelten die Rosse, bestiegen selbst zwei derselben und liessen zwei mit Gepäck beladen; und indem jeder von ihnen ein bepacktes Pferd vor sich 27

---

1) Eine Anweisung an den Schatz des Königs. Siehe oben S. 160, 22.

hergehen liess, machten sie sich zusammen noch in der Nacht auf den Weg. Als der nächste Tag anbrach, hörten es der König und der Vezier und alle Leute, und alle weinten um den Prinzen.

Der Vezier bemühte sich, seinen Herrn zu trösten: „Kein Grund zur Sorge um den Prinzen ist vorhanden, o König; denn mein Sohn ist mit ihm. Im Gegenteil, er wird die Königstochter erringen und heimführen. Mache dir darüber 28 gar keine Gedanken!“ So | goss er Trost in des Königs Herz; und der König waltete wieder frohgemut seiner Herrscherpflichten.

Unterdessen setzte der Veziersssohn mit dem Prinzen die Reise fort. Am Abend kamen sie an einen Ort; der Tag ging zur Rüste; sie übernachteten und erhoben sich beide am Morgen, um schleunigst ihre Rosse zu besteigen und weiterzutraben. Wohin sie am Abend kamen, da rasteten sie stets und setzten ihre Reise fort, sobald es hell wurde. Und so ritten sie den (ganzen) Tag, um (stets) da zu übernachten, wohin sie des Abends kamen. So ritten und ritten sie einen Monat lang bis zur Residenz der Prinzessin, die Rūs hiess.

Vor der Stadt sahen sie eine alte Frau in einem verfallenen Häuschen 29 sitzen. | Da traten sie beide in die Hütte ein, banden ihre Rosse im Hofe an und setzten sich nieder zu einem Gespräch mit der Alten. Die Alte sprach: „Wer seid ihr denn, meine Söhne? Und wo kommt ihr her?“ — Der Veziersssohn erwiderte: „Was sollen wir sagen, Mütterchen? Wie stark hat uns unsere Reise ermüdet![1] Doch höre, ich will dir berichten. Wir sind zwei Kaufmannssöhne, und Rūm ist unsere Heimat. Wir sind Brüder und von unserem Vater gesandt, um Handel zu treiben. So bestiegen wir denn ein Schiff; aber mitten auf dem 30 Meer erhub sich ein Sturm, das Schiff zerschellte, und unsere Diener | sind alle ertrunken, und all unser Gut versank. Wir wissen selbst nicht, wie wir beide trotz des Sturms ans Ufer kamen. Als wir an den Strand gelangten, da weinten wir zunächst; dann aber priesen wir den Herrn. Denn wenn wir alles erwogen, so waren wir beide allein am Leben geblieben. Darauf machten wir uns zu Fuss auf den Weg. Es hungerte uns sehr. Am Abend kamen wir in eine Stadt. Dort sahen wir einen Kaufmann auf seinem Kaufstande sitzen. Wir gingen zu ihm und sagten: ‘Gib uns etwas zu essen um Gottes willen! Uns hungert sehr’. Da er-31 barmte er sich unser und hiess uns auf seinem Kaufstand Platz nehmen. | Dann liess er Kuchen und Milch holen und speiste uns, bis wir gesättigt waren, und es wurde wieder hell in unserer Seele. Sodann fragte er uns, wer wir wären und was uns zugestossen sei, und ich erzählte ihm unsere ganze Geschichte. Da musste auch der Kaufmann weinen und sagte dann wieder zu uns: ‘Was soll ich für euch tun? Der Herr musste euch dies wohl schicken.’ Und er spendete uns viel Trost und sagte wieder: ‘Lobet den Herrn! Denn trotz allem hat er doch euch beiden das Leben geschenkt.’ Ich sagte: ‘Wie sollen wir den Herrn loben? Wir weinen beide. Wie sollen wir wieder nach Hause kommen? Was wir besassen, das ist alles untergegangen. Was haben wir, um unser Leben zu fristen?’ Als der Kaufmann das hörte, zerriss ihm der Kummer um unser Schicksal 32 das Herz. | Er schenkte uns 400 Rupien, ferner zehn Gewänder, weiter nicht wenig Wegzehrung und was wir sonst zur Reise brauchten. Sodann gab er uns vier Pferde und sprach: ‘Benutzet zwei als Lasttiere und zwei zum Reiten!’ Darauf entliess er uns, ging hinaus und belud zwei der Rosse, und wir selbst bestiegen die beiden anderen. Unterwegs berieten wir uns: ‘Wie sollten wir nach unserer

1) So dass wir kaum reden können.

Stadt ziehen? Dort werden die Leute alle sagen: 'So war ihr Antlitz[1]); der Herr hat sie gedemütigt.' Unsere Angehörigen werden uns schelten. Das sehen wir ein. Wir wollen also lieber von hier aus Handel treiben. Vielleicht segnet uns der Herr.' Nach dieser Beratung sind wir hierhergekommen.

Der Herr, Mütterchen, möge diesem Kaufmann Gesundheit schenken; denn wie wären wir ohne ihn hierhergekommen? Wir haben dir nun unser Abenteuer geschildert; | erzähle nun auch du, Mütterchen, wie es dir ergangen! Hast du keinen Sohn? Wo ist dein Gatte? Wie fristest du dein Leben?" 33

Als das die Alte gehört, sagte sie: „Mein Mann, o Söhne, ist seit 12 Jahren tot. Ich hatte vier Söhne; auch die sind dem Vater nachgestorben. Von meines Vaters Seite ist niemand mehr am Leben, ebensowenig von der Seite meines Schwiegervaters. Ich muss betteln gehen, wenn ich essen will." — Nach diesen Worten sagte der Vezier: „Mach' dir keine Sorgen, Mütterchen! Sieh in uns deine Söhne, sei du unsere Mutter! Koche uns Speise und teile unser Mahl! Mit welchem Angesicht sollten wir nach Hause kehren?" — Als die Alte das gehört hatte, ergoss sie sich in Segenswünschen und sprach: „Gut. | Ihr sollt leben!" Sie räumte ihnen das mittelste Zimmer des Hauses[2]) ein. Die beiden brachten in ihm ihre Gebrauchsgegenstände unter und legten ihr Siegel an die Tür. 34

Dann begaben sie sich mit ihren Pferden auf den Markt, um sie zu verkaufen. Für die Rupien, die sie dafür lösten, kauften sie Gebäck, Schmelzbutter, Reis, Feuerholz, Salz und Sesamöl. Das brachten sie der Alten ins Haus und sagten zu ihr: „Sei fröhlich und iss davon, was dir beliebt!" Da freute sich die Alte sehr, bereitete ein Mahl, trug es ihnen auf und ass mit ihnen. Und als ein Tag vergangen war, da wusste der Vezier: „Die Alte ist unser". Zu dem Prinzen aber sagte er: „Vertraue der Alten nichts von unserem Geheimnis an!". Der Prinz sagte: „Wie könnte ich das wollen? Trage mir nur auf, was ich tun soll!" Der Minister entgegnete: „Mach dir keine Sorgen! Nur Geduld ist nötig."

Eines Abends nach der Mahlzeit | sagte der Vezier zu der Alten: „Mütterchen, hat euer König einen Sohn oder nicht?" Die Alte sagte zu ihm: „Mein Sohn, einen Sohn hat er nicht, aber eine Tochter." Da fragte sie der Vezier weiter: „Mütterchen, mit wem ist sie denn verheiratet?" Die Alte sagte: „Bis jetzt mit niemand." Der Vezier sagte wieder: „Mütterchen, ich machte gestern einen Ausgang nach dem hiesigen Markt. Da war jemand, der zu einem anderen sagte: „Voriges Jahr ist die Königstochter nach einer anderen Stadt zu einem Arzt gesandt worden, um sie vom Star zu heilen; und noch ist der Star nicht entfernt. Mütterchen, leidet die Prinzessin wirklich am Star? In welcher Stadt wohnt denn der Arzt, | der sie vom Star befreien soll?" Die Alte antwortete: „Mein Sohn, sprich so etwas nicht wieder! Wenn es dem König zu Ohren käme, liesse er dich bestrafen. Was würde er dir für die Lüge antun! Das Angesicht der Prinzessin, mein Sohn, gleicht dem Monde. Ihre Augen sind blau wie Lotusblumen, ihre Nase gleicht einer Sesamähre, und ihre Brauen sind wie Bogen. Wie viel soll ich reden? Wer die Schönheit des Körpers der Königstochter sieht, der wird darüber wahnsinnig. Vergangenes Jahr war sie nach einer Gegend auf zwei Monate in in die Sommerfrische gegangen; aber schon nach einem Monat kam sie zurück. Der Grund ihrer eiligen Rückkehr ist nicht bekannt. Sie heisst Vazīrmāl." Der Vezier sagte zu ihr: „Mütterchen, was weiss ich? Ich habe nur gehört, was einer zum andern sagte; | das habe ich dir wieder gesagt. Was habe ich mit diesem Gerede zu schaffen?" Die Alte sagte zu ihm: „Was wissen die Leute, 35 36 37

1) = „Die Frucht ihrer bösen Taten" (Sahajabhaṭṭa).

2) „Die Vorratskammer" (Sahajabhaṭṭa).

mein Sohn? Die haben das vielleicht einmal gesagt, als sie die Prinzessin gewahrten, wie sie in einer Sänfte einen Ausflug unternahm, umgeben von Elefanten, Rossen und Soldaten.“ Der Vezier erwiderte: „Wenn es die Leute nicht wissen, Mütterchen, wie kannst du es denn wissen?“ Die Alte antwortete: „Das, mein Sohn, will ich dir erklären. Ich selbst war einst des Königs Gärtnerin; ich war es, die der Prinzessin die Blumen brachte. Daher weiss ich es. Jetzt bringt meine Schwester ihr die Blumen; denn seit meine Söhne gestorben sind, komme
38 ich nicht mehr zur Königstochter; | aber meine Schwester erzählt mir alles. Von Zeit zu Zeit reicht sie mir auch ein Mahl.“ Der Vezier fragte sie weiter: „Wo wohnt denn deine Schwester?“ Die Alte sprach zu ihm: „An dem und dem Ort steht eine Moschee; neben ihr steht ein kleines Häuschen, in dem wohnt sie.“ Der Vezier fuhr fort: „Warum nahm sich eine solche Schwester nicht deiner an? Du musstest ja betteln gehen!“ Die Alte sprach zum Vezier: „Mein Sohn, wer gibt einem anderen etwas, wenn der Herr es nicht gibt?“ Da sagte der Vezier wieder zu ihr: „Geh von heute ab nicht mehr zu deiner Schwester und sag ihr auch nicht, was dir begegnet ist! Was hast du denn jetzt für Sorgen?“ Die Alte sprach: „Was sollte ich auch bei ihr? Wenn es jetzt nur euch beiden gut ginge, so hätte ich
39 genug.“ | Da sagte der Vezier: „Geh nur nun schlafen, Mütterchen! Auch wir wollen hinaufgehen, um zu ruhen; denn der Schlaf kommt über uns.“

So ging denn die Alte im Erdgeschoss zur Ruhe, und die beiden stiegen ins erste Stockwerk, um sich niederzulegen. Als der Prinz sich auf sein Lager niedergelassen hatte, sagte sein Vezier zu ihm: „Die Königstochter, Prinz, hat mir die Wahrheit gesagt. Bis jetzt hatte ich ihr noch nicht getraut, aber nun ist mein Vertrauen auf das Wort der Prinzessin unerschütterlich. Ferner wissen wir nun, wer zur Königstochter Zutritt hat. Sage nur niemand etwas von deinem Geheimnis!“

Darauf legten sich beide nieder und schliefen ein. Als aber der Morgen dämmerte, sagte der Vezier zum Prinzen: „Steh auf! Wir wollen ausgehen, uns
40 das Gesicht zu waschen.“ Dann sah der Vezier nach den Wandnischen. | Darin gewahrte er eine Anzahl von Fetzen zerrissener Kleider, die der Alten gehörten, und ein altes Kopftuch, wie es die mohammedanischen Frauen tragen. Diese nahm er heimlich an sich, und ebenso heimlich nahm er einen irdenen Topf. Dann gingen sie beide hinaus. Der Alten trugen sie auf, ein Mahl zu bereiten und ihnen zu geben. Dann gingen sie zu Fuss, um die Moschee zu suchen. Als sie sie gefunden hatten, sahen sie auch in ihrer Nähe das kleine alte Häuschen und erkundigten sich, wem es gehörte. Sie erfuhren von den Leuten, dass es im Besitze der Gärtnerin der Königstochter sei. Da zog der Vezier heimlich das alte Frauenkleid an, legte das alte Kopftuch um und gab seine eigenen Kleider dem Prinzen. Dann sagte er zu ihm: „Bleib hier sitzen, bis ich wiederkomme!“ Sodann nahm er den irdenen Topf in die Hand und ging in das Häuschen der Gärtnerin.

Im Hofe sang er ihr dieses Liedchen:

41 | 12. „O Mutter, gestern Nacht kam ich nach weiter Reise
Hierher; gib mir dem Herrn zu Liebe etwas Speise!
Erhalte dich der Herr nebst Mann und Sohn gesund:
Bedecke mir mit kräftgem Mahl des Topfes Grund!

13. Den ganzen Tag zog bettelnd ich durch diese Stadt,
Ging weiter dann, weil niemand was gegeben hat.
So hab ich meinen Lauf bis an den Fluss genommen:
Vor Hunger ist kein Schlaf mir nachts ins Auge kommen.

14. Ich trat in deinen Hof, als ich das Frührot sah;
Vor Hunger, Mutter, bin ich jetzt dem Tode nah.
Dem Herren opferst du, gibst du mir etwas Brot;
O Vater, Mutter, hört! Euch klag ich meine Not.

15. Mein Vater Matten flocht aus Gras, zum Sitzen drauf.
Die trug die Mutter dann zum Markte zum Verkauf.
Wir assen uns für das, was sie erlöste, satt,
Nun sind sie tot, ich bettle nun in Dorf und Stadt.

| 16. So lange, Mutter Gärtnerin, begrüss ich dich. 42
Rührt dich durch Preis und Gruss kein Mitleid denn für mich?
Dich trifft des Mordes Schuld, sterb ich in Hungers Graus;
Der Richter hört's und kommt und brennt dir weg dein Haus."

Da sang der Mann der Gärtnerin dieser das Liedchen:

17. „Steh auf, o Gärtnerin, steh auf und geh geschwind,
Führ sie herein und gib die Hand dem Bettlerkind!
Gib ihr von saurer Milch, von Brüh und Reis ein Mahl,
Dass sie nicht stirbt! Sonst spiessen sie mich auf den Pfahl."

Die Gärtnerin kam heraus und trat auf die Schwelle, um ihr das Liedchen zu singen:

18. „Warum, o Bettlerkind, brichst du in Tränen aus?
Es lädt mein Mann dich ein: tritt ein in unser Haus!
Es endigt keiner wohl mit Lust das Leben sein;
Warum stehst du nicht auf und kommst zu uns herein?

| 19. Komm nur herein ins Haus! Ich geb' dir Speise gut. 43
O weine, weine nicht aus deinen Augen Blut,
O lass dein Seufzen sein und lass dein klagend Flehn!
Komm, iss dich bei uns satt! Der Hunger wird vergehn."

Darauf fasste die Gärtnerin die Bettlerin bei der Hand und führte sie in ihr Haus, bereitete ein leckeres Mahl und speiste sie damit.

Nun war in demselben Hause die noch unvermählte Tochter der Gärtnerin und band für die Prinzessin einen Blumenkranz. Da band auch das Bettlermädchen einen schönen Blumenkranz, viel schöner als der der Gärtnerstochter. Darauf ging sie und liess den Blumenkranz und ihren irdenen Topf im Hause zurück. Die Leute riefen ihr nach, so viel sie konnten; sie hörte nichts.

Als sie zum Prinzen gekommen war, zog sie ihr eigenes Kleid an und wurde wieder zum Vezierssohn. | Dieser berichtete dem Prinzen die ganze Geschichte, 44 und beide kehrten in ihr Quartier zurück.

Als aber die Kranzbinderin sah, dass der Blumenkranz des Bettlermädchens viel schöner war als ihr eigener, sagte sie zu ihrer Tochter: „Dieser Kranz ist viel schöner; trag heute diesen für die Königstochter hin!" Ihre Tochter sagte: „Freilich ist er viel schöner." Und sie nahm ihn und ging mit ihm zur Prinzessin. Als die Prinzessin den Kranz sah, der viel schöner war als andere Tage, freute sie sich sehr und sprach zu der Tochter der Gärtnerin: „Wer hat heute diesen wunderschönen Blumenkranz gebunden?" Die Tochter der Gärtnerin legte die Vorderarme zusammen und sagte: „Ich habe ihn selbst gemacht, ganz langsam; darum ist er so schön geworden." Da gab ihr die Prinzessin hundert Rupien und ausserdem Gewänder und sagte zu ihr: „Dies gebe ich dir zur Belohnung. Bringe mir alle Tage einen solchen Blumenkranz, | so will ich dir Tag für Tag auch die 45 Belohnung geben." Darauf entliess sie sie, und die Tochter der Gärtnerin entfernte sich.

Als sie nach Hause kam, erzählte sie Vater und Mutter alles, was ihr begegnet war. Ihre Eltern freuten sich sehr; aber auch eine grosse Sorge kam über sie, und sie sagten zueinander: „Wer wird uns morgen für die Königstochter einen solchen Kranz binden? Wir sind dazu nicht imstande.“ Ihre Tochter sprach: „Die Bettlerin hat ihren irdenen Speisetopf hier vergessen. Morgen wird sie selbst kommen, um ihn zu suchen. Dann soll sie uns den Blumenkranz binden.“ Sie liessen die Nacht vorübergehen; am Morgen aber gingen sie aus, die Bettlerin zu suchen. Sie suchten drei Stunden, aber nirgends lief sie ihnen in die Hände. Da kehrten sie sehr bekümmert nach Hause zurück.

Der Veziersssohn aber tat, was ihm oblag. Wie tags vorher warf er das geflickte Kleid um seinen Hals und legte ein Kopftuch um, wie es die Mädchen tragen, und verwandelte sich so wieder in die Bettlerin. Dann bereitete er ein 46 Prastha[1]) Milchbrötchen; | aber unter ihnen waren zehn Karṣa[1]) mit einem Laxiermittel vermengt. Er sonderte die beiden Sorten und sagte zum Prinzen: „Iss nur deine Mahlzeit (heute ohne mich): Ich bleibe diesmal lange aussen.“ Dann eilte er leichten Fusses in seiner Verkleidung als Bettlerin aus dem Quartier. Die Bettlerin trat in den Hof der Gärtnerin und sang ihr dieses Liedchen:

20. „Es liegt, o Gärtnerskind, der Fluch des Herrn auf dir,
Weil gestern meinen Topf du hast verborgen mir.
O Gärtnerskind, was bringt für Reichtum dir das Stück?
Drum komm heraus und gib mir meinen Topf zurück!“

Als die Gärtnerin den Ruf der Betteldirne vernommen hatte, lief sie, so schnell sie konnte, hinaus in den Hof, nahm sie bei der Hand, führte sie hinein 47 und sagte zu ihr: „Deinen Topf | hast du hier vergessen. Wir haben dich gestern gesucht und haben dich heute gesucht; aber nirgends liefst du uns in die Hände.“ Die Bettlerin antwortete: „Der Herr gebe euch allen Heil. Als ich hier eine Hand voll leckerer Speise gegessen und mich dann entfernt hatte, ging ich und ging und kam an einen Fluss. Ich trank aus ihm und schlief ein und weiss nichts von dem, was bis heute früh geschehen ist. Als ich aber heut' morgen vom Schlafe aufstand, da konnte ich meinen Topf nirgends finden. Ich schlug mich selbst und gab mir Backenstreiche mit beiden Händen und weinte sehr drei volle Stunden lang. Da fiel mir ein, dass ich meinen Topf doch gar nicht mit an den Fluss gebracht hatte, und dass ihn wohl die Tochter der Gärtnerin versteckt haben könnte. Ich machte mich hierher auf und weinte und weinte; und so kam 48 ich auf den Markt. Dort | sassen Milchhändler und bereiteten Milchbrötchen. Als diese sahen, wie ich einherging und weinte und weinte, riefen sie mich heran; ich aber ging nicht zu ihnen hin. Denn mein Herz wurde zu Asche wegen meines Topfes. Die Milchhändler dachten: 'Sie wird Hunger haben, darum weint sie'; und deshalb kamen mir zwei Männer nachgelaufen, und als sie mich eingeholt hatten, sagten sie zu mir: 'Hallo, Dirne, nimm und iss!' Ich hielt mein Kleid auf, und was der eine Mann mir gab, das band ich in den Zipfel meines Kleides; was der andere mir gab, das nahm ich in die Hand. Und ich sprach zu mir: 'Ich will essen.' Aber da fiel mir in meinem Herzen ein: 'Ist das etwa Gift? Es wird doch kein Gift sein?' Und ich ass keinen Bissen davon und lief hierher nach eurem Hause. Nun hab ich euch alles erzählt, was mir begegnet ist.“

Nach diesen Worten reichte sie die 10 Karṣa Milchbrötchen, in die das Laxier-49 mittel gemengt war, | der Tochter der Gärtnerin und sprach zu ihr: „Sieh um Gottes willen einmal nach, ob dies kein Gift ist!“ Das Mädchen lachte und

1) Gewichte.

sprach: „Jawohl, natürlich ist das Gift.“ Und damit ass es die Brötchen. Darauf löste die Bettlerin den Zipfel ihres Gewandes und verteilte an alle einen Teil der Brötchen und ass die andern selbst. Darauf erhielt sie Speise von den Gärtnersleuten, und nach der Mahlzeit sagte sie zur Gärtnerin: „Nun, Mutter, gib mir meinen Topf! Ich will gehen.“ Die Gärtnerin antwortete ihr: „Mädchen, ich will mich für dich opfern, ich will für dich zum ratūchip[1]) werden; binde einen Blumenkranz wie gestern und schenk ihn uns! Denn gestern brachte meine Tochter der Prinzessin deinen Kranz, und als die Prinzessin ihn sah, da sagte sie zu meiner Tochter: ‘Wer hat heute diesen Kranz gebunden? Bis heute | hast du mir einen solchen noch nicht gebracht. Ich bin dir heute besonders gnädig.’ Und damit gab sie ihr eine Geldbelohnung und Kleider und sagte wieder zu ihr: ‘Bring mir morgen wieder einen solchen Kranz! Ich will dich dafür ebenso belohnen.’“ 50

Als die Betteldirne das hörte, ward sie im Herzen sehr froh und dachte: „Mein Anschlag beginnt in Erfüllung zu gehen.“ Laut sagte sie dann zur Gärtnerin: „O Mutter, wäre ich nicht ins Unglück gestürzt, warum käme ich dann in dein Haus, um zu betteln, und warum triebst du dann deinen Spott mit mir?“ Die Kranzbinderin erwiderte: „Ich schwöre dirs bei dieser meiner Tochter: ich rede die Wahrheit. Warum sollte ich deiner spotten?“ Da machte sich die Betteldirne daran, einen Kranz zu binden, und nach $^3/_4$ oder $1^1/_2$ Stunde hatte sie ihn fix und fertig; aber der Kranz, den sie heute gebunden hatte, war viel, viel schöner als der gestrige.

Inzwischen aber begann bei der Tochter der Gärtnerin das Laxiermittel zu wirken, | und zwar heftig und anhaltend[2]). Die Mutter schlug sich mit beiden Händen ins Gesicht[3]) und rief: „Wer soll denn jetzt mit dem Kranz zur Prinzessin gehn? Ich selbst darf nicht hingehn, mir ist der Zutritt verboten. Was soll ich jetzt anfangen?“ So redete sie jeden Augenblick mit sich selbst und weinte. Dann sagte sie zu der Betteldirne: „Höre, Mädchen, ich will für dich zum Opfer werden. Zieh du das Kleid meiner Tochter an und geh du mit dem Kranz zur Prinzessin und sag ihr: ‘Die Tochter der Gärtnerin ist krank geworden. Sie hat mir den Auftrag gegeben, den Kranz zu überbringen. Ich bin ihre Kusine, die Tochter ihrer Mutterschwester.’ Das sollst du ihr zuerst sagen, und dann gibst du ihr den Kranz. Und die Belohnung, die sie dir gibt, die bringst du uns richtig her. Geh! Ich will mich für dich opfern. Ich gehe mit dir bis zur Tür (des Palastes).“ | Die Betteldirne sagte: „Ich will's tun.“ Die Gärtnerin gab ihr die Kleider ihrer Tochter, und die Bettlerin zog sie an über ihr geflicktes Kleid. Die Gärtnerin suchte sie durch viele Bitten zu bewegen, ihre eigenen Kleider abzulegen und sich auszuziehen; sie aber wollte davon nichts hören, denn sie dachte in ihrem Herzen: „Wollte ich mein Bettlergewand ablegen, so müsste ich mich entblössen.“ Und weil sie daran dachte, wollte sie nichts hören. Da schnitt die Gärtnerin ihr den Saum des alten Kleides ab, so dass dieses unter dem anderen verschwand. Dann legte sie ihr ein Kopftuch um, und die Bettlerin sah nun wie eine Prinzessin aus. Dann gab sie ihr den Kranz in die Hand und ging mit ihr 51 52

1) „Wenn die Kaschmirer eine Schwiegertochter erhalten, oder auch wenn unter ihnen jemand von schwerer Krankheit befallen ist, so schlachten sie einen grossen Bock oder einen grossen Widder und teilen sein Fleisch stückweise unter Angehörige und Fremde aus. Das nennen sie ratūchip.“ (Sahajabhaṭṭa.) S. 10.

2) Hier habe ich die für unsere Begriffe allzustarke Realistik des Kaschmirers etwas gemildert.

3) Zum Zeichen der Verzweiflung. S. 60.

bis zur Tür (des Palastes), und die Bettlerin trat vor die Königstochter. Als sie vor ihr stand, legte sie den Kranz vor ihr nieder. |

53 Da richtete die Prinzessin ihren Blick auf ihr Gesicht und sprach: „Wer bist du? Eine andere Kranzbinderin ist heute gekommen." Die Betteldirne sah sich nach allen Seiten um, und da sie keine Sklavin gewahrte und nur die vor ihr sitzende Prinzessin zu sehen war, legte sie die Vorderarme zusammen und sprach zu ihr: „Ei Prinzessin, ich bin der Veziersssohn, der in weiblicher Verkleidung vor dich getreten war. Du sassest im Walde, von einer Zeltwand rings umgeben, um Luft zu schöpfen; und ich führte dich heraus, dich meinem Herrn zu zeigen. Nun, Prinzessin, das Versprechen, das du mir dort gegeben hast, das ist's, um dessentwillen ich hierher gekommen bin; und den Prinzen habe ich mitgebracht." Und dann erzählte er ihr alles, was weiter geschehen war: ihre mühevolle Reise, wie sie sich verstellt hatten, und welcher Kummer über ihn und den Prinzen ge-
54 kommen war. | Dann hob er sein Kleid und zeigte ihr sein Bettelgewand und sagte weiter zur Prinzessin: „Nun kannst du tun, was dir beliebt: töte mich, oder verschone mich! Wenn du mich hinrichten lässt, so sterbe ich doch im Dienste meines Herrn."

Als die Prinzessin das gehört hatte, hing sie ihren Gedanken nach. Sie überlegte wohl eine halbe Stunde in ihrem Herzen: „Der Veziersssohn wird doch dies alles nicht um seinetwillen getan haben? Denn wer nimmt um seines Herren willen so schwere Mühen auf sich? Darum will ich dem Veziersssohn erst ins Herz sehen, ob er die Wahrheit redet, oder ob er lügt." Darauf sagte die Prinzessin zu ihm: „Höre, Sohn des Veziers! Du beginnst in mir Liebe zu erwecken. Du bist sehr klug und bist schön; ich will deine Freundin sein.
55 Kümmere dich nicht um den Prinzen, bleib du die Nacht bei mir!" | Da weinte der Veziersssohn sehr, legte die Vorderarme zusammen und sagte zur Prinzessin: „Höre, o Königstochter! Das darfst du nicht sagen. Du bist meine Ernährerin[1]). Und der Prinz würde mich töten. Und wie könnte ich mich einst vor Gott verantworten? Lass mich lieber erdolchen! Das ist immer noch besser als jenes."

Über diese Worte freute sich die Prinzessin sehr und sagte zu dem Veziersssohn: „Höre, Sohn des Veziers! Ich wünsche dir Glück zu deiner Gesinnung. Ich bin dir sehr gnädig, denn du gehst für deinen Herrn in den Tod." Darauf wies sie mit der Hand durch eine Seitentür: „Dort siehst du meinen Park. In dessen Mitte steht eine Villa. Sag ihm, er soll dorthin kommen. Auch ich will mich dort einstellen in der zweiten Nachtwache. Ich werde die Kette am Parktor
56 lösen." | Mit diesen Worten entliess sie den Veziersssohn, schenkte ihm hundert Rupien und Gewänder zur Belohnung für die Gärtnerin und sagte zu ihm: „Gib ihnen die Belohnung, damit sie nicht hinter unser Geheimnis kommen!" Und hocherfreut entfernte sich der Veziersssohn.

Als er in das Haus der Gärtnerin kam, gab er den Gärtnersleuten die Belohnung der Prinzessin und richtete mit ihr grosse Freude an. Dann gab er ihnen ihr Kleid zurück und ging zu seinem Prinzen. Er erzählte ihm alles, was er erlebt hatte, und der Prinz freute sich sehr. Wieder und wieder legte er die Hände zusammen zu Segenswünschen für den Veziersssohn. Sie setzten sich beide, und ihr fröhliches Gespräch wollte kein Ende nehmen.

Als der Abend kam, assen sie beide ihr Mahl; dann legten sie wunderschöne kostbare Gewänder an und entfernten sich Hand in Hand. Ihre Schritte führten sie zum Parktor. Sie stiessen daran und sahen, dass die Kette gelöst

1) Meine Herrin, die mir als solche heilig ist.

war. Sie traten in den Park ein und schritten nach der Villa. Da fanden sie auch | den Eingang zu dieser unverschlossen. Sie stiegen die Treppe empor und sahen in einem Zimmer ein mit Makhmal[1]) überzogenes Ruhebett. Vor diesem stand ein brennender Leuchter; aber kein Mensch war zu sehen. Der Prinz sagte zum Vezierssohn: „Die Königstochter hat die Wahrheit gesagt." Der Vezierssohn sprach: „Lass dich auf dem Ruhebett nieder! Ich kehre in unser Quartier zurück. Die Königstochter wird gleich kommen." Mit diesen Worten entfernte er sich, schloss das Parktor, und ging in sein Quartier. 57

Der Prinz sass indessen auf dem Ruhebett und wartete. Als aber die Prinzessin nach zwei Nachtwachen noch nicht erschien, da dachte er: „Mein Vezier ist ein Schädiger seines Herrn. Er hat sich hier offenbar einen Scherz mit mir erlaubt." Und bei diesem Gedanken begann er heftig zu weinen. Und dann kam der Schlaf über ihn. Und als die Prinzessin in der dritten Nachtwache kam, da sah sie, wie der Prinz in festem Schlafe lag und tief atmete. | Da holte sie aus einer Wandnische ein Gefäss mit Milch herab und strich Milch um des Prinzen Lippen; und dann machte sie mit Milch drei Punkte auf seine Stirn, worauf sie wieder in ihr Gemach zurückkehrte. 58

Als die Vögel zu zwitschern begannen, erwachte der Prinz, stand auf und ging in sein Quartier, und unterwegs stiess er harte Verwünschungen aus gegen den Vezierssohn. Dieser sass inzwischen am Fenster und erwartete ihn. Da sah er den Prinzen, wie er Verwünschungen ausstossend herankam, und sagte bei sich selbst: „Entweder ist die Prinzessin gar nicht gekommen, oder sie ist nach der festgesetzten Zeit gekommen. Inzwischen wird der Schlaf den Prinzen übermannt haben, und sie wird wieder gegangen sein." Als der Prinz unter das Fenster gekommen war, sang er seinem Vezier dieses Lied zu:

21. „Vezier, Sohn des Veziers, das Wort, das sie gesprochen,
Die Königstochter hat es schnöde mir gebrochen.
| Wenn nicht, so bist du selbst, Vezier, ein Witwensohn, 59
Und treibst mit mir, dem Königssohne, Spott und Hohn.

22. Zwei Wachen harrte ich auf sie in stiller Nacht;
Dann weint ich blut'ge Tränen, umsonst hatt ich gewacht.
Dann riss ein fester Schlaf mich aus der Liebesnot[2]);
Schaff' mir das Königskind! Sonst geh ich in den Tod."

Da fiel der Blick des Veziers auf das Gesicht des Prinzen; er sah, wie seine Lippen voll Milch waren, und gewahrte auch die Milchflecken auf der Stirn. Und er antwortete mit einem Liedchen:

23. „Als du wie tot im Schlafe lagst, da ist gekommen
Die Königsmaid zu dir und war in Lieb entglommen.
Sieh in den Spiegel nur! Drei Punkte tun das kund
Von Milch auf deiner Stirn und Milch um deinen Mund."

Da ging der Prinz zum Vezier hinein, sah im Spiegel, dass seine Lippen mit Milch bestrichen waren und dass drei Punkte mit Milch auf seine Stirn gemacht worden waren, und sagte zu seinem Vezier: „Ei, Vezier, | woher kommen die Milchflecken, und wie kommt es, dass meine Lippen mit Milch bestrichen sind?" Der Vezier sprach: „Ei, Prinz, dass dir die Lippen mit Milch bestrichen worden sind, soll dir sagen, dass du wohl noch immer Milch trinkst[3]), und die drei 60

---

1) „Ein kostbarer Stoff." (Sahajabhaṭṭa.)
2) Wörtlich: „Durch das Weinen überfiel mich ein guter Schlaf."
3) = „Ein kleines Kind bist." (Sahajabhaṭṭa.)

Milchflecken auf der Stirn bedeuten: 'Ich bin in der dritten Nachtwache gekommen.'" Als der Prinz die Worte des Veziers gehört hatte, sagte er sich: „Er hat recht", und begann, sich mit beiden Händen ins Gesicht zu schlagen, weinte und weinte und sprach dies Liedchen:

24. „O neige, mein Vezier, dein Ohr jetzt meinem Wort!
Dass sie die Meine wird, was soll ich tun hinfort?
Nach ihrem Anblick brennt wie Feuer mir der Leib;
Durch welche List lock ich heraus das schöne Weib?"

Da sagte der Vezier zu ihm das Liedchen:

25. „Dir wird, mein Prinz, des Wunsches Ziel; sei ohne Bangen!
Doch musst zwei Monden lang du zügeln dein Verlangen.
Lass jetzt das Weinen sein, sonst packt das Fieber dich.
Für dich hat's keine Not; die Sorge ist für mich."

61 | Sodann liess der Vezier durch die Alte Reis mit verschiedenen vorzüglichen Brühen kochen, und beide assen, als der Abend gekommen war; und auch die Alte wurde von ihnen gespeist. Darauf begann der Veziërssohn mit ihr ein langes Gespräch. Mitten in der Unterhaltung fragte er sie nach . . . .[1]): „Sprich, Mütterchen! Kommt ausser der Kranzbinderin noch jemand anders zu der Königstochter?" Die Alte erwiderte: „Mein Sohn, an dem und dem Ort wohnt ein Lehrer, der hat eine unverheiratete Tochter, und diese kann ausgezeichnet lesen. Noch heute liest sie unter der Leitung ihres Vaters; und sie unterrichtet die Töchter der Reichen in dieser Kunst. Nur diese eine, die Tochter des Lehrers, hat noch Zutritt zur Prinzessin, um ihr Lesestunden zu erteilen; sonst hat niemand mehr Zutritt zu ihr." Der Vezier sagte zu der Alten: „Nun, lass sie gehn und leg dich selbst nun schlafen!" Auch die beiden Männer stiegen hinauf in ihre Kammer, um zu schlafen. Der Vezier aber sagte zum Prinzen: „Morgen gehe ich in Mädchenkleidung zu diesem Lehrer, um bei ihm zu lesen. Wir werden 62 sehen, | was Gott (dann für uns) tut."

Sie verschliefen die Nacht, und am Morgen, als es völlig hell geworden war, packte der Vezier Mädchenkleider aus. Dann gingen beide fort und begaben sich an eine Stelle, an der der Vezier heimlich diese Kleider anlegte. Sein eigenes Gewand legte er in die Hand des Prinzen, ebenso 20 Rupien. Dann sagte er zu ihm: „Wenn wir zu dem Lehrer kommen, dann sagst du zu ihm: 'Das ist meine Schwester; dieser sollst du Lesestunden erteilen'. Und damit zahlst du ihm diese Rupien aus. Fragt er dich: 'Wer seid Ihr denn? Wo kommt Ihr her?' so sagst du zu ihm: 'Unser Vater ist ein Kaufmann. Er wohnt an einem Orte, der soundso heisst. Der ist hierhergekommen auf einer Handelsreise. Ich bin sein Sohn, und diese ist meine Schwester. Heute ist der Vater für einige Zeit verreist, um in eine andere Gegend zu ziehen, und hat zu uns gesagt: 'Bleibt hier zurück! Denn ich weiss nicht, ob die Strasse dort nicht verflucht ist[2]). 63 Sobald ich wiederkomme, ziehen wir nach unserer Heimat zurück.' | Jetzt also müssen wir vorläufig hier bleiben, bis er zurückkommt. Heute sagte meine Schwester zu mir: 'Ach, lass mich Lesestunden nehmen!' Da erkundigte ich mich, ob es hier einen Lehrer gäbe, der sie unterrichten könnte, und bin nun zu dir gekommen. Und nun möge dein Unterricht gut vonstatten gehen.' Dann gehst du allein wieder fort und wartest draussen auf mich."

---

1) Im Kaschmiritext steht ein unbekanntes Wort. Sahajabhaṭṭa bemerkt: „ein unbekanntes Verbum."

2) = ob die Strassen dort sicher sind.

Gesagt, getan. Sie fragten sich durch bis zum Hause des Lehrers und traten zusammen vor ihn. Nach der Begrüssung sagte der Prinz zu ihm: „Dies ist meine Schwester; du sollst sie im Lesen unterrichten.“ Die beiden hatten ein Buch mitgebracht, und die Kaufmannstochter sollte unter der Leitung des Lehrers den Text lesen. Die zwanzig Rupien hatten sie ihm ausgezahlt. Der Lehrer fragte den Prinzen: „Mein Sohn, wem gehörst du an, und wem dieses Mädchen?“ Und der Prinz berichtete ihm, wie der Vezier es ihn gelehrt hatte. Darauf übergab der Bruder seine Schwester dem Lehrer und bat ihn, sie bald wieder zu entlassen, worauf | er sich entfernte. Draussen blieb er stehen, um den Vezier zu erwarten. Der Lehrer fragte die Kaufmannstochter: „Wie heisst du, meine Schwester?“ Sie entgegnete: „Ich heisse Khotan[1]), mein Vater!“ Bald merkte der Lehrer, dass ihre Fähigkeiten viel grösser waren, als die seiner Tochter, und er sprach zu ihr: „Wo hast du bis jetzt Unterricht genossen?“ Khotan sagte zu ihm: „Bei meinem Lehrer, Vater.“ Der Lehrer sagte weiter zu ihr: „Auch meine Tochter heisst Khotan, gerade wie du. Ihr sollt beide zusammen den Text lesen.“ Dann rief er seine Tochter und liess sie beide zusammen lesen. Die beiden schlossen Freundschaft. Dann nahmen sie fünf Erzählungen durch[2]), und die Kaufmannstochter verabschiedete sich von dem Lehrer und von ihrer Freundin und ging. 64

Als der in die Kaufmannstochter verkleidete Veziersssohn zum Prinzen kam, erzählte er diesem alles, was ihm begegnet war. Dann zog er wieder seine eigenen | Kleider an, und beide kehrten in ihre Herberge zurück. In dieser Weise nun besuchte der Veziersssohn einen Monat lang die Lesestunden; und täglich nahm er für die Tochter seines Lehrers je ein Setaka[3]) Milchbrötchen mit, die die Freundinnen heimlich miteinander verzehrten. 65

Einst hatte der Veziersssohn wieder ein Setaka Milchbrötchen hergestellt, wovon er die eine Hälfte mit einem Laxiermittel vermischt hatte. Beide Sorten sonderte er, nahm sie und ging wie alle Tage in die Lesestunde. Er las mit seiner Freundin unter der Leitung des Lehrers seinen Text und gab ihr dann wie bisher die Milchbrötchen. Ihr gab er die mit dem Laxiermittel versetzten, während er selbst die anderen ass. Er gab ihr alle Brötchen in seiner Gegenwart zu essen; dann lasen sie wieder beide zusammen, dann erzählten sie sich und erzählten. Als aber $^3/_4$ oder anderthalbe Stunde vergangen war, begann bei der Tochter des Lehrers das Mittel heftig zu wirken[4]), und von halber Stunde zu halber Stunde wurde es schlimmer. Sie musste sich niederlegen; der Lehrer wurde sehr besorgt und sagte zu seiner Tochter: | „Liebe Khotan, wer wird heute zu der Prinzessin gehn, um sie zu unterrichten?“ Seine Tochter antwortete: „Lieber Vater, weshalb sorgst du dich? Meine Freundin wird heute gehen, um sie lesen zu lassen.“ Dann sagte sie zu ihrer Freundin: „Liebe Freundin, hör, geh du heute für mich zur Königstochter, dass sie ihren Text unter deiner Leitung lese! Mein Vater wird dich bis zum Palasttor begleiten. Erkundigt sich die Prinzessin nach mir, warum ich nicht gekommen bin, so sag ihr alles, was mir begegnet ist; und sage weiter zu ihr: ‘Ich bin ihre Freundin, und sie hat mich eben be- 66

1) Der Paṇḍit bemerkt, dass der Name von dem des Landes Khotan hergeleitet ist, da die dortigen Frauen als Ideale weiblicher Schönheit gelten. Er bemerkt weiter: „Aller Orten nennen die Mohamedaner ihre Töchter der guten Vorbedeutung wegen Khotan“.

2) Wörtlich: „Dann machten sie Erzählungen fünf an Zahl“.

3) Ein Hohlmass (kaśmīrī sēr).

4) Ich mildere hier wieder den Ausdruck.

auftragt, heute zu gehen und der Prinzessin Lesestunde zu erteilen. Wenn sie bis morgen gesund wird, kommt sie morgen wieder selbst.'" Die 'Freundin' sprach: „Schön, ich gehe heute für dich zur Prinzessin." Dann gab die Tochter des Lehrers ihr ihren Vater mit, um ihr den Weg bis zur Tür zu zeigen, und
67 als sie bis zur Tür gekommen waren, ging der Lehrer wieder hinaus; | sie selbst aber ging hinein zur Prinzessin.

Die Königstochter richtete ihren Blick auf ihr Gesicht und schöpfte Verdacht, ob nicht wieder der Vezierssohn in weiblicher Verkleidung vor ihr stünde. Sie fragte: „Wer bist du?" Er sprach: „Ich bin die Freundin der Tochter deines Lehrers. Sie ist krank geworden und hat eben zu mir gesagt: „Geh du heute, der Prinzessin den Text zu erklären!" Als das die Prinzessin hörte, war sie sich darüber klar, dass sie den Vezierssohn vor sich hatte. Darauf begann sie den Text zu lesen, und während des Lesens ward sie 'ihr' sehr geneigt. Sie schickte ihre Dienerinnen (mit einem Auftrage) da und dorthin, weil sie sehen wollte, ob sie den Vezierssohn vor sich hatte, oder nicht.

Der Vezierssohn sah sich nach allen Seiten um, und als er nirgends einen Menschen gewahrte, legte er die Vorderarme zusammen und sagte zur Prinzessin: „Ich bin der Vezierssohn." Und dann erzählte er ihr alles, was sich zugetragen hatte; wie er hereingelangt war und was er getan hatte. Und dann sagte er zu ihr: „Der Prinz weint um dich; zeige ihm um des Herrn willen heute dein
68 Antlitz!" | Die Prinzessin sprach zu ihm: „Ei, Vezier, an dem Tage, an dem ich es zu tun versprochen hatte, war ich zu ihm gekommen, und zwar in der dritten Nachtwache. Aber da lag der Prinz im Schlaf und schnarchte. Ich sagte zu mir: 'Wenn ich ihn wecke, so begehe ich eine Sünde'. Da strich ich ihm Milch um die Lippen und tupfte ihm drei Milchflecken auf die Stirn. Nun, Vezier, was bedeuten diese Zeichen?" Der Vezier antwortete: „Ei, Prinzessin, die um die Lippen gestrichene Milch soll ihm sagen: 'Du trinkst wohl noch immer Milch?' und die drei Tupfen auf der Stirn: 'In der dritten Nachtwache war ich gekommen.'" Die Prinzessin sagte: „Ich wünsche dir Glück zu deiner Klugheit. Du bist ein idealer Vezier. Nun höre, Vezier, heute werde ich in der ersten Nachtwache kommen. Sag ihm, er soll sich wieder in der Villa einstellen. Ich werde wie damals die Kette lösen."

Mit diesen Worten entliess sie ihn, und der Vezier ging. Er begab sich nach dem Hause des Lehrers und sagte zu seiner Freundin: „Ich habe der Prinzessin
69 den Unterricht erteilt." | Dann verabschiedete er sich von dem Lehrer und sagte wieder zu seiner Freundin: „Ich weiss nicht, ob es wahr ist; aber auf dem Markte hörte ich, mein Vater sei gekommen und werde morgen in aller Frühe nach seiner Heimat aufbrechen. Sollte dies wahr sein, so müssten wir jetzt Abschied nehmen." Und als der Vezier das gesagt hatte, entfernte er sich.

Als er zum Prinzen kam, zog er wieder seine eigenen Kleider an und erzählte ihm alles, was ihm begegnet war. Da freute sich auch der Prinz sehr, und beide schritten aus und kamen nach ihrer Herberge. Fröhlich assen sie ihren Reis. Der Vezier sagte zum Prinzen: „Höre, Prinz, dass nur heute nicht der Schlaf über dich kommt, wie das erste Mal! Heute kommt die Königstochter schon in der ersten Nachtwache." Der Prinz erwiderte: „Heute bleibe ich wach."

Darauf, als der Abend kam, verzehrten sie ihr Mahl, entfernten sich dann, und als sie bis ans Parktor geschritten waren, sahen sie, dass die Kette, die beide Flügel zusammenhielt, gelöst war. Sie traten leise ein, schlossen die Torflügel, gingen weiter und stiegen in der Villa hinauf. Dort sahen sie wie das

erste Mal | ein Zimmer mit einem mit Brokat bezogenen Ruhebett, und vor ihm 70
einen brennenden Leuchter. Der Vezier hiess den Prinzen, sich auf das Lager setzen und sagte zu ihm: „Schlafe ja heute nicht ein! Sonst ist alles verloren." Der Königssohn entgegnete ihm: „Heute soll kein Schlaf über mich kommen." Der Vezier verabschiedete sich und ging nach seiner Herberge.

Nun wartete der Prinz bis um Mitternacht; als aber bis dahin die Prinzessin noch nicht gekommen war, begann er heftig zu weinen und sagte bei sich: „Mein Vezier hält mich für dumm. Schon an jenem Tage hat er seinen Spott mit mir getrieben, und heute tut er es wieder. Er hat zu mir gesagt: 'Sie wird in der ersten Nachtwache kommen'. Jetzt sind schon zwei Nachtwachen vergangen: wie sollte da die Prinzessin noch kommen? Mein Vezier belügt mich." Unter diesen Gedanken weinte er heftig, und durch das Weinen fiel er gebrochen[1]) nieder. Und wieder überfiel ihn der Schlaf. Die Prinzessin kam, sah ihn schlafen und hörte ihn schnarchen. Da holte sie von oben drei Walnüsse herunter und legte ihm zwei davon in die linke Hand, eine in die rechte. | Dann vertauschte sie 71
einen ihrer Schuhe mit einem der seinigen und ging in ihr Gemach zurück.

Als es heller Tag geworden, erwachte der Prinz. Er sprang auf und schlich sich leise, leise aus dem Park. Aber er weinte und weinte, als er nach seiner Herberge ging. Da gewahrte er die Nüsse, die er in beiden Händen hielt, und sagte bei sich selbst: „Es waren sicher Dschinnen da; und die werden mir das erste Mal die Milch um den Mund gestrichen und heute die Nüsse in die Hände gelegt haben. Gut, dass sie mich nicht gefressen haben. So wird die Geschichte sein. Und der Vezier wird die Prinzessin verführt haben, ihm selbst ein Stelldichein zu gewähren. Er wird bei sich gesagt haben: 'Der Prinz hat mir viel Mühen verursacht: so will ich ihn den Dschinnen ausliefern; die mögen ihn fressen. Dann bin ich ihn los und kann selbst die Prinzessin freien.'" So grübelte und grübelte er auf seinem Gang.

Inzwischen sass der Vezier auf dem Fenster und wartete auf ihn. Als er den Prinzen heftig weinend herankommen sah, da dachte er: „Auch heute wird der Prinz eingeschlafen sein, und die Prinzessin ist nicht mit ihm zusammengekommen." | Als nun der Prinz an den Vezier herankam, sang er das Liedchen: 72

26. „Mein eigner Vater, o Vezier, liess mich im Stich,
Du aber hörtest bis zum heutgen Tag auf mich.
Jetzt hat das Königskind dir deinen Sinn verkehrt,
Und nun bist du mein Feind, den ich als Freund verehrt.

27. Gabst mich den Dschinnen preis, kamst, als du dich gewandt,
Zurück. Sie gaben mir die Nüsse in die Hand,
Doch wollten sie mich nicht mit ihrem Schwerte morden.
Du liebst das Königskind und bist mir fremd geworden.

28. Solch ein Verrat am Freund geübt, o ist das billig?
Am Freund, der in der Jugend dir zu folgen willig!
Nun geb ich meinen Leib zum Frass des Feuers Flammen.
Pfui ruft die Welt dir zu und wird dein Tun verdammen."

Als das der Vezier hörte, brach er in Tränen aus und dachte: „Der Prinz wird mir sterben; was soll ich jetzt tun?" Dann fragte er den Prinzen: „Prinz, ist die Königstochter nicht gekommen? Bist du wach geblieben? Der Schlaf wird dich doch nicht wieder übermannt haben?" Der Königssohn entgegnete ihm: „Bis zu Mitternacht | war ich wach; dann ist infolge des anhaltenden 73

---

1) Wörtlich: „wie abgeschnitten".

Weinens der Schlaf über mich gekommen. Als ich dann aus dem Schlaf erwachte, fand ich in meiner linken Hand zwei Walnüsse und eine in der rechten." Da fiel der Blick des Veziers auf die Füsse des Prinzen, und er sah, dass die Prinzessin mit ihm einen Schuh getauscht hatte. Da sprach er zu ihm das Liedchen:

29. „Was strömt aus deinen Augen blutger Tränen Fluss?
Warum denn richtest du den Blick nicht auf den Fuss?
Sie sagt: 'Zwei Wachen lang hielt mich der Schlaf umfangen;
Drum bin ich in der dritten erst zu dir gegangen'.

30. Sie gab dir ihren Schuh, hat deinen mitgenommen;
Das tat sie zum Beweis, dass sie zu dir gekommen.
Dass du mit Nüssen spielst, das will sie ferner sagen.
Drum lass die Sorgen, Prinz, und höre auf zu klagen!

31. Ich schwör's bei dem, der mir das Leben gab, dir zu,
In meinem Herzen findest keine Falschheit du.
Nur reinige dein Herz, stell dich in Gottes Hände!
Er führt, was du begehrst, gewiss zu gutem Ende."

Dann spendete er dem Prinzen Trost; sie wuschen sich und assen ihr Morgenmahl. Darauf legte der Vezier sich und dem Prinzen Kaufmannskleidung 74 an. | Um ihre Arme legten beide zwei goldene Armspangen, und in den Leibgurt steckte jeder 100 Goldstücke. Dann assen sie eine Portion Reis und gingen aus, um von Kaufstand zu Kaufstand zu schlendern. Als sie so dahinschritten und schon mehr als vier kruh zurückgelegt hatten, kamen sie an den Stand eines Goldschmieds. Dort fanden sie einen Goldschmied, der in seiner Kunst ein grosser Meister war. Da stiegen sie auf seinen Stand hinauf, und der Goldschmied fragte sie: „Wer seid ihr, und woher kommt ihr?" Der Vezier sagte: „Wir sind Kaufleute aus der und der Stadt und sind mit Waren hierher gekommen." Der Goldschmied sagte weiter: „So machet eine Bestellung bei mir! Habt ihr nicht etwas zu schmieden oder zu verzieren?" Der Vezier sagte zu ihm: „Wohl, Goldschmied, du sollst uns aus Messing einen Papageien schmieden, so gross wie ein Füllen. Seinen Bauch sollst du so geräumig machen, dass ein sechzehnjähriger Jüngling darin Platz hat. Der Papagei muss aber mit künstlichen Vorrichtungen versehen sein, so dass alle seine Glieder einzeln hergestellt sind, aber durch einen Schlüssel verbunden werden können. Auch Luft muss in sein Inneres 75 dringen können, damit der, | der in ihm sitzt, nicht sterben muss. Die Beine müssen auf Rädern gehen, damit man ihn an einem Stricke fahren kann. Einen solchen Papageien sollst du uns schmieden." Der Goldschmied entgegnete: „Höre, Kaufmann, das kostet tausend Rupien; und ausserdem musst du mir tausend als Belohnung[1]) geben." Der Vezier sagte: „Du sollst dreitausend haben, aber du darfst niemand etwas von unserm Handel verraten. In 14 Tagen aber muss der Papagei fertig sein." Der Goldschmied sagte das zu. Da holte der Vezier zweitausend Rupien heraus und zahlte sie ihm aus, indem er sagte: „An dem Tage, da du uns den fertigen Papageien ablieferst, zahle ich dir ein weiteres Tausend als Belohnung." Dann verabredeten sie mit ihm den Tag, an welchem sie wiederkommen wollten, und kehrten in ihre Herberge zurück.

Der Goldschmied setzte sich hin und schmiedete Tag und Nacht mit seinen Gesellen, und noch vor dem festgesetzten Tage war das Werk vollendet. Als

---

1) als „Trinkgeld".

der Tag herankam, sagte der Vezier zum Prinzen: „Geh nun, wir wollen den Goldschmied besuchen. | Auf heute hat er den Ablieferungstag angesetzt.“ Sie nahmen ihre Mahlzeit ein, machten sich zusammen auf und kamen zu dem Goldschmied. Dort fanden sie den beweglichen Papageien fertig. Der Meister zeigte ihnen die Verwendung des Schlüssels; wie der Papagei zu zerlegen und zu verbinden war, das alles lehrte er sie. Sie waren mit seiner Arbeit sehr zufrieden und zahlten ihm die Belohnung von tausend Rupien. Darauf zerlegten sie den Papageien in seine Teile, holten zwei Träger, legten ihnen die verpackten Teile auf und begaben sich nach ihrer Herberge. Dort liessen sie den Papageien in ihre Kammer bringen, zahlten den Trägern ihren Lohn und entliessen sie. Sie selbst aber verschlossen die Tür und setzten sich in ihrer Kammer nieder. 76

Der Vezier fügte die Teile mit dem Schlüssel zusammen, stieg dann selbst in des Vogels Bauch und verschloss auch diesen mit dem Schlüssel. Dann sass er drei Stunden darin und unterhielt sich mit dem Prinzen wie ein Papagei, so dass es von aussen | den Anschein hatte, als ob der Papagei selbst redete. Ja der Prinz irrte sich sogar einmal selbst und dachte: „Der Papagei redet. Wohin ist denn mein Vezier gegangen? Kommt er denn gar nicht wieder?“ So dachte er etwa eine halbe Stunde; dann kam er zur Besinnung und musste lachen. Der Vezier im Bauche des Papageien fragte ihn: „Warum lachst du?“ Der Prinz entgegnete: „Hörst du denn nicht? Ich hatte mich selbst getäuscht und geglaubt, der Papagei sei es, der redet. Darum musste ich lachen.“ Da schloss der Vezier den Bauch des Papageien auf, kam heraus und sagte zu dem Prinzen: „Morgen nach dem Frühmahl steige ich in den Bauch des Papageien; du aber legst ihm einen Strick um den Hals und fährst ihn von Kaufstand zu Kaufstand; und ich werde mich mit den Leuten unterhalten, wie jetzt mit dir, damit sie glauben, der Papagei rede. Du aber sagst zu ihnen: „Ich habe den sprechenden Papageien aus dem und dem Lande gebracht; für 100 000 Rupien ist er mir feil.“ Indem du dies sagst, | gehst du nach dem Platze, an dem die Königstochter wohnt. Zu Tausenden werden die Neugierigen herbeiströmen und werden lärmend immer hinter uns herlaufen. Durch diesen Lärm wird das Gerücht zu der Prinzessin dringen, dass ein redender Papagei zu verkaufen ist. Wenn sie das hört, wird sie durch die Hand ihrer Dienerinnen die 100 000 Rupien schicken. Den Dienerinnen gibst du ihn dann, die Rupien trägst du in unsere Herberge.“ So instruierte er den Prinzen. 77 78

Nachdem sie die Nacht geschlafen hatten, wuschen sie sich am Morgen das Gesicht, verzehrten ihr Mahl, warteten noch ein wenig, und dann kroch der Veziersssohn in den Bauch des Papageien. Der Bauch wurde verschlossen, der Prinz legte einen kleinen Strick um den Hals des Papageien und zog ihn mitten über den Markt. Dabei redete der Papagei, so laut er konnte. Als die Leute den redenden Papageien sahen, liefen sie immer hinterdrein und riefen einander zu: „Hört, ihr Leute, so ein Wunder hat man wahrlich bis heute noch nicht gesehen.“ Alle waren aufs höchste erstaunt. Einige schrien, andere lachten, und zu Tausenden strömten sie hinter dem Papageien her. |

Der Prinz sagte: „Ich verkaufe den Papageien für 100 000 Rupien.“ Indem er das wieder und wieder sagte, ging er weiter bis auf den Platz, an dem die Prinzessin wohnte. Diese hörte den Lärm und sah zum Fenster hinaus. Da erblickte sie die Menschenmenge und sagte zu einer Dienerin: „Geh schnell und erkundige dich, warum diese vielen Leute zusammen gehen!“ Die Dienerin erkundigte sich und berichtete: „Prinzessin, ein Kaufmann ist aus einer fremden Stadt gekommen mit einem Papageien so gross wie ein junges Pferd; und dieser 79

Papagei redet. Jedem, der ihn etwas fragt, gibt er eine Antwort. Er ist verkäuflich und kostet 100 000 Rupien. Und die vielen Leute gehen immer hinter ihm drein." Als die Königstochter das hörte, fasste sie ein grosses Verlangen. Sie händigte ihren Dienerinnen die 100 000 Rupien ein und sprach: „Geht und gebt sie dem Kaufmann und lasst euch den Papageien geben!" Die Dienerinnen gingen zu ihm, gaben ihm die Goldstücke, erhielten den Papageien und brachten ihn zur Prinzessin. Nun begann die Prinzessin, sich mit ihm zu unterhalten; und 80 der Papagei | gab ihr auf ihre Reden die Antwort. Da war die Königstochter hocherfreut und liess ihn an ihr Sopha binden; und bis zum Abend unterhielt sie sich mit ihm.

Als sie nun ihr Reismahl verzehrt hatte und für sie die Schlafenszeit gekommen war, entfernten sich alle ihre Dienerinnen, und die Prinzessin blieb allein. Da sagte sie zum Papageien: „Nun, Papagei, jetzt schlaf!" Der Papagei antwortete: „Was hindert dich am Schlaf? Es ist ja so wenig! Der Prinz will deinetwegen sterben. Wie willst du das vor Gott verantworten?"

Als das die Prinzessin hörte, ward sie so erschüttert, dass der Staub von ihrer Fusssohle fiel, und sie kam auf den Gedanken, der Papagei müsse allwissend sein: „Denn wie hätte jemand ausser dem Vezier die Geschichte erfahren können?" Sie schwieg eine halbe Stunde; dann fragte sie den Papageien wieder: „Soll ich schlafen, Papagei?" Der Papagei aber gab ihr dieselbe Antwort. Wieder war die Prinzessin eine halbe Stunde still, dann fragte sie ihn nochmals; aber auch 81 zum dritten Male sagte der Papagei dasselbe. | Da kam der Prinzessin das Verständnis, und sie dachte in ihrem Herzen: „Er redet mit mir; gewiss steckt in ihm der Veziersssohn. Was wäre auch sonst bis jetzt aus ihm geworden? Der Papagei wird aus Messing sein, und der Vezier wird aus ihm reden." Bei diesem Gedanken musste sie lächeln und sagte zu dem Papageien: „Hör, Papagei, lass jetzt einmal den Veziersssohn aus deinem Bauche heraus!" Da kam der Vezier aus dem Bauche des Papageien heraus, legte die Vorderarme zusammen und sagte zu der Prinzessin dieses Liedchen:

32. „Warum, Prinzessin, hast du so ein hartes Herz?
Mein Herr, der Königssohn, quält sich in Todesschmerz.
Warum missachtest du mich so, o Königsmaid?
Kommt kein Erbarmen über dich ob meinem Leid?"

Da sagte die Prinzessin dieses Lied zum Vezier:

33. „Vezier, vernimm den Trost und merk ihn dir genau!
Ich will dir sagen, wie ich werde einst zur Frau.
Nur wem ich einst die Hochzeitssprüche[1]) lesen kann
Auf meines Vaters Wunsch, nur dem gehör ich an."

82 | Der Vezier sagte zur Prinzessin: „O Königstochter, schliesse nur einstweilen mit dem Prinzen Freundschaft! Später will ich schon einen passenden Plan ersinnen, durch den du dem Prinzen die Hochzeitssprüche lesen sollst." Die Prinzessin erwiderte dem Vezier: „Beschwöre mir deine Rede mit dem Namen Gottes, damit sie wahr sei!" Da beeidete der Vezier seine Worte, und die Prinzessin sagte zu dem Vezier: „Geh und entferne dich durch den Park und schicke den Prinzen wie vorher in die Villa! Heute werde ich sogleich kommen."

---

1) „Die Mohamedaner lassen bei Hochzeiten von ihren Lehrern viele solche feierliche Erklärungen schreiben, auf Grund deren die Gatten eine Frau nicht verlassen können, und ebensowenig die Frauen den Mann. Das nennt man nikā" (Sahajabhaṭṭa).

Dann fragte sie weiter: „Wo ist eure Herberge? Ich werde von morgen ab eine Dienerin hinsenden, damit ihr mir brieflich Nachrichten senden könnt. Dieser händigt ihr die Briefe ein. Und auch ich werde Briefe durch ihre Hand bestellen.“ Der Vezier sagte: „Ja, so ist es gut“, verabschiedete sich und entfernte sich durch das Parktor. | Das Tor machte er leise zu, und die Kette blieb ungeschlossen. 83

Dann lief er schnell davon und kam in seine Herberge. Er erzählte dem Prinzen sein ganzes Erlebnis und schickte ihn sogleich fort, indem er ihn bis zum Parktor begleitete. Dort sagte er zu ihm: „Geh nun hinein, lege aber die geschlossene Kette vor! Ich kehre in unsere Herberge zurück.“ Der Prinz trat ein in den Park, und der Vezier begab sich nach der Herberge. Der Prinz schloss zwar das Tor, vergass aber, die Kette anzulegen. Dann schritt er durch den Park und gelangte in die Villa. Dort brannte der Leuchter, und er setzte sich auf das Ruhebett. Und sogleich trat die Prinzessin heraus und ging auf ihn zu, und beide taten, was der Gelegenheit entsprach und was sie so lange ersehnt hatten. Dann sassen beide fröhlich beieinander auf dem Ruhebett und plauderten.

Döbeln.

(Schluss folgt.)

Die weissagende indische Witwe.

Von **Theodor Zachariae.**

(Vgl. oben 15, 82—88.)

Oben 14, 207ff. 302ff., ist an der Hand verschiedener Reiseberichte gezeigt worden, dass zu den Gegenständen, die die indische Witwe auf dem Wege zum Scheiterhaufen zu tragen pflegte, ein Spiegel gehört. Ich will noch das Zeugnis des Portugiesen Fernão Nuniz in der Chronica dos Reis de Bisnaga[1]) hinzufügen, wo es heisst, dass die Witwe, die sich verbrennen lassen wollte, in der einen Hand einen Spiegel, in der anderen einen Zweig voll Blumen trug[2]). Die Sitte, wonach die Witwe einen Spiegel in der Hand hielt, in den sie, einigen Berichten zufolge, beständig hineinsehen musste, ist in mannigfacher Weise gedeutet worden (vgl. oben 15, 74f.). Neuerdings hat W. Caland im Archiv für Religions-

1) Bisnaga (Vijayanagara) in Südindien, die einst berühmte, jetzt in Trümmern liegende Hauptstadt des mächtigsten Königreiches, das im Mittelalter (1336—1565) auf der indischen Halbinsel bestand. Cesare Federici, der die Stadt kurz nach ihrer Zerstörung und Plünderung besuchte, nennt sie Bezeneger (oben 14, 209).

2) (A molher) leva hũu espelho na mão, e na outra hũu ramo de flores. — Chronica dos Reis de Bisnaga. Manuscripto inedito do secolo XVI publicado por David Lopes. Lisboa 1897, p. 76.

wissenschaft 11, 138, im Anschluss an meine Ausführungen, die fragliche Sitte besprochen. Gestützt auf einige Stellen in den älteren indischen Ritualtexten (von denen eine, Pāraskara 2, 6, 28, auch von mir oben 15, 81 bereits herangezogen worden ist) möchte er das Hineinblicken in den Spiegel als eine Massregel zur Verlängerung des Lebens ansehen (wer sich selbst erblickt, bleibt am Leben; im entgegengesetzten Falle ist er ein gatāsuḥ, d. h. einer, dessen Lebensäther weggegangen ist, einer, der dem Tode nahe ist; s. Caland, Zeitschrift der deutschen morgenl. Ges. 53, 218). Ich selbst hatte namentlich auf die übelabwehrende Kraft, die dem Spiegel zugeschrieben wird, und schliesslich auch auf die Möglichkeit hingewiesen, dass der Spiegel in der Hand der indischen Witwe als ein Mittel zur Erforschung der Zukunft anzusehen sei. Weit verbreitet ist ja der Glaube, dass Sterbende in die Zukunft zu schauen, Zukünftiges vorauszusagen imstande sind [1]). Es galt aber zu zeigen, dass man den indischen Witwen tatsächlich die Gabe der Weissagung zuschrieb, dass man sich an sie wie an ein Orakel wendete, um die Zukunft zu erfahren. Ich konnte hierfür nur drei Belege beibringen — aus den Moeurs, institutions et cérémonies des peuples de l'Inde des Abbé Dubois, aus Wards Account of the writings, religion and manners of the Hindoos und aus Hügels Werk über Kaschmir. Seit dem Abschluss meines Aufsatzes sind mir noch einige weitere Belegstellen bekannt geworden. Zwei davon will ich im folgenden mitteilen.

1. Der mohammedanische Inder Lutfullah hat im 7. Kapitel seiner Autobiographie eine ausführliche Schilderung einer 'Suttee' gegeben, die in dem Dorfe Maholī bei Sātāra (Präsidentschaft Bombay), wenige Jahre vor dem allgemeinen Verbot der Witwenverbrennungen (1829), stattfand. Lutfullah und seine Begleiter begeben sich nach dem Verbrennungsplatz; sie finden die junge, etwa 15 Jahre alte Witwe nicht weit von dem Leichnam ihres Gatten unter einem heiligen Feigenbaum sitzend, bereit, sich auf dem in der Herrichtung begriffenen Scheiterhaufen zu opfern. Dann heisst es: 'She was surrounded by her relatives and others, about twenty persons in number. To these she kept on talking and foretelling many things, on being interrogated' (Autobiography of Lutfullah, a Mahomedan gentleman; ed. by Eastwick. Collection of British authors, vol. 412, Leipzig 1857, p. 174). Diese Stelle hätte mir nicht entgehen sollen. Ich konnte jedoch für meine Abhandlung nur die Übersetzung einzelner Teile der Autobiographie benutzen, die im Ausland, Jahrgang 1857, erschienen ist [2]); und in der Übersetzung des Stückes, das von der

1) Siehe oben 15, 87 und vgl. noch Herrigs Archiv 95, 95. E. H. Meyer, Mythologie der Germanen S. 123f.

2) Vgl. Benfey, Pantschatantra 1, 401. Alles, was sonst in Lutfullahs Beschreibung der Suttee bemerkenswert ist, ist in meiner Abhandlung unter Verweis auf Ausland, Jahrgang 1857, erwähnt worden.

Witwenverbrennung handelt, ist gerade der eben zitierte Passus ungenau wiedergegeben worden (Ausland 1857, Nr. 45). Den Hinweis auf die Leipziger Ausgabe von Lutfullahs Autobiographie verdanke ich Herrn Professor Victor Chauvin in Lüttich.

2. Den zweiten Beleg entnehme ich einem Briefe des Jesuitenmissionars Andreas Strobl, datiert Savai Jaepor[1]) den 18. Oktober 1743. In diesem Briefe erzählt Strobl von dem Ableben des Königs Jaisingh II. von Jaipur in Rājputānā, und wie 15 'Weibspersonen' mit seinem Leichnam verbrannt wurden. — Aus den folgenden Notizen[2]) möge erhellen, wie und warum der Pater Strobl an den Hof dieses indischen Königs kam.

König Jaisingh (Jayasiṃha) von Jaipur regierte von 1699—1743. Er stand unter der Botmässigkeit des Grossmoguls, des Kaisers von Dehli, doch wusste er sich bis zu einem gewissen Grade selbständig zu machen. Der Pater Augustin Hallerstein (über den man Richthofens China 1, 690 vergleichen möge) bezeichnet ihn als 'ein sicheres Königlein in dem Reich des Gross-Mogols, deme es doch nicht zinnsbar'. Aber nicht von Jaisinghs politischer Stellung oder von seinen Kriegstaten soll hier die Rede sein, sondern vor allem von seinen Bauten und von seinen Verdiensten um die Wissenschaft. 'Bitten by the Indian mania of founding a capital' gab Jaisingh die alte Hauptstadt seines Reiches, Amber, auf und gründete südlich davon eine neue: Jaipur (Jeypore), die einzige regelmässig gebaute Stadt Indiens. Als ein vortrefflicher Fürst wird Jaisingh geschildert; 'the flower of the Hindu princes of Hindustan' hat man ihn genannt. Sein Name soll noch heute in Rājputānā in gutem Andenken stehen. Er hat 'nichts als grosse Dinge unternommen', sagt P. Strobl von ihm. 'Unter anderen', sagt derselbe Autor, 'was den König über andere dieser Zeit in Indien regierende Monarchen weit erhoben', war seine grosse Freigebigkeit gegen die Armen und sein Bestreben, durch eine weise Gesetzgebung 'die in dem gemeinen Wesen schädlich eingeschlichene Missbräuch, so viel möglich, abzustellen'. Er verbot den öffentlichen Verkauf geistiger Getränke; er schritt ein gegen die Mädchenmorde, gegen den übertriebenen Luxus bei Hochzeiten, gegen die Menschenopfer und gegen die Witwenverbrennungen; obschon er letztere 'offentlich nicht verbieten durfte, ja nach seinem selbst eigenen Hinscheiden nicht konte; massen dreye Königinnen samt zwölf, weis nicht Hof-Fräulein oder Kebs-Weibern mit ihme, wie man sagt, freywillig, in dem Rauch aufgegangen' (Strobl). Noch eins hebt Strobl an Jaisingh hervor: 'seine ganz besondere Hochschätzung derer Wissenschaften und gelehrten Männer'. Bekannt ist, dass Jaisingh die Vetālapañcaviṃśati aus dem Sanskrit in die Braj Bhāṣā, die 'Sprache der Kuhhürden', übersetzen liess. Aus dieser Übersetzung ist die Hindī-Übersetzung geflossen, die H. Oesterley in dem 1. und einzigen Bande seiner Bibliothek

1) So nennt der P. Strobl die Residenz des Königs (vgl. Asiatic Researches 5, 185); auch bloss Jaepor (Jayapura), oder bloss Savai, oder auch Jenegar (Jayanagara). Sonst ist 'Sawāī' — noch heute — ein Titel der Könige von Jaipur. Siehe Yule-Burnell, Hobson-Jobson, new edition ed. by W. Crooke, London 1903, p. 778.

2) Zusammengestellt vorzugsweise nach den leider lückenhaften und nicht immer klaren Nachrichten, die in den Briefen der Jesuitenmissionare verstreut sind (Lettres édifiantes et curieuses; Der neue Welt-Bott, herausgegeben von P. Joseph Stöcklein und anderen).

orientalischer Märchen und Erzählungen (Leipzig 1873) ins Deutsche übertragen hat. Jaisinghs Lieblingswissenschaften waren Mathematik und Astronomie. 'Le Raja Jaësing', prophezeit der Pater Pons (1740), 'sera regardé dans les siecles à venir, comme le Restaurateur de l'Astronomie Indienne'. Jaisingh liess ein arabisches astronomisches Werk (Sanskrittitel: Siddhāntasamrāj) und den arabischen Text von Euklids Elementen (Rekhāgaṇita) durch seinen Hofgelehrten Jagannātha ins Sanskrit übersetzen; er verbesserte die astronomischen Tabellen des französischen Mathematikers La Hire, usf. In verschiedenen Städten Nordindiens errichtete er astronomische Observatorien: in Jaipur selbst, in Dehli, Benares, Muttra (Mathurā) und Ujjain (Ujjayinī). Diese Observatorien (Sanskrit: mānamandira; Strobl nennt sie: Stern-Seh-Thürne) sind alle, mit einer Ausnahme, zuerst beschrieben worden von dem P. Joseph Tieffentaller in seiner Descriptio Indiae (übersetzt von Joh. Bernoulli, der den Namen des Autors fälschlich Tieffenthaler schreibt). Das Observatorium in Jaipur ist vor kurzem wiederhergestellt worden (The Jaipur Observatory and its builder. Published under the patronage of H. H. the Maharaja Sawai Madho Singh of Jaipur. Allahabad 1902). Die Instrumente, womit der König die Observatorien ausstattete, sollen z. T. von ihm selbst erfunden worden sein. Astronomische Beobachtungen konnte Jaisingh auf diesen Observatorien nicht ausführen ohne die Hilfe von Europäern. Sein Bestreben war es, 'ausbündige' europäische Mathematiker an seinen Hof zu ziehen, die besonders der Stern-Kunst erfahren wären, 'auf welche sich seine inheimische Mathematici mit weniger Geschicklichkeit, und bishero sehr unglücklich verleget' hatten (P. Hallerstein). Er schickte deshalb Gesandte an die Potentaten Europas (unter der Führung des P. Manuel Figueredo?); er richtete Briefe an den portugiesischen Vizekönig in Goa und an die Jesuiten in Chandernagor (Bengalen). In den Jahren 1728—29 sollen sich die Zeitungen Europas mit Jaisingh beschäftigt haben. In Lissabon wird dem P. Hallerstein (1735) Jaisinghs Brief an den Vizekönig zu Goa gezeigt, 'welcher, ob er in Arabisch, Persisch oder Syrischer Sprach verfasset wäre', er nicht abnehmen konnte. So hört auch Strobl in Lissabon (1737) von einem dem Kaiser des Reiches Mogol unterworfenen Unterkönig, der den Glaubenspredigern, sonderlich denen, die der Mathematik kundig sind, gar geneigt ist. Interessant sind die fünf Fragen, die der König an den Astronomen P. Claude Boudier in Chandernagor richtete (aufgezählt in einem Briefe des P. Calmette; 1733). Der Einladung des Königs nach Jaipur folgten zunächst der genannte P. Boudier und der P. Pons (1734). Die geographischen und astronomischen Beobachtungen, die sie auf der Reise nach Jaipur machten, sind in den Lettres édifiantes 15 (Paris 1781), 337—60, veröffentlicht worden. Der P. Pons — dem wir einen für seine Zeit vortrefflichen Überblick über die indische Literatur verdanken; der so viel Sanskrit verstand, dass er sich mit den Brahmanen in Benares über religiöse Dinge unterhalten konnte — war mit der Tatsache bekannt, dass die griechischen Namen der Planeten und Zodiakalzeichen, sowie gewisse griechische Termini, z B. ὥρα, κέντρον (Skr. horā, kendra) in den astronomischen Werken der Inder vorkommen. Dies setzte er in Dely den Astronomen an dem berühmten Observatorium des Königs Jaesing auseinander, mit dem Bemerken, dass sie schon früher europäische Lehrmeister gehabt haben müssten. 'Quand nous fûmes arrivés à Jaëpour (erzählt Pons weiter), le Prince, pour se bien convaincre de la vérité de ce que j'avois avancé, voulut sçavoir l'étymologie de ces mots grecs que je lui donnai'. Zwei andre Jesuiten traten von Goa aus die Reise zu dem Herrscher von Jaipur an: P. Anton Gabelsperger und P. Andreas Strobl, beide aus Bayern gebürtig. Sie verliessen Goa am 31. Okt. 1738 und trafen in der Begleitung eines Brahmanen, den ihnen der König ent-

gegengeschickt hatte, nach einer langwierigen Reise am 4. März 1740 in Jaipur ein. Gabelsperger starb bald darauf; Strobl wirkte mehrere Jahre lang in Jaipur als Seelsorger einer kleinen Christengemeinde (der König hatte für sie eine Kirche erbauen lassen) und als Hofmathematikus. In einer Reihe von Briefen hat er über seine Reise nach Jaipur und über seine Tätigkeit daselbst Bericht erstattet. Strobls Gönner und Beschützer Jaisingh starb nach einer langen, für sein Land segensreichen Regierung am 2. Okt. 1743 im Alter von 57 Jahren. 'Science', schreibt James Tod, 'expired with him'.

Eine ausführliche Beschreibung der Witwenverbrennung, die nach Jaisinghs Tod stattfand, hat Strobl nicht geliefert. Das Wenige, was er sagt, deckt sich fast ganz mit dem, was wir aus anderen, viel eingehenderen Beschreibungen erfahren. Wenn er z. B. bemerkt, dass man, mit ununterbrochenem Geschrei und immerdauernder Zusammenschlagung der Hände, Lärmen, Getümmel und Getös gemacht habe, auf dass das Seufzen und Weinen der brennenden Frauen von den Umstehenden nicht möchte vernommen werden, so wird das auch anderwärts berichtet; erwähnenswert ist vielleicht nur der Volksglaube, der, wie Strobl hinzufügt, bestanden haben soll: Wer das Heulen und Wehklagen eines auf dem Scheiterhaufen sterbenden Weibes anhört, der wird von Stund an taub werden. Daher bemühte sich ein jeder, der einer Witwenverbrennung beiwohnte, möglichst viel Lärm zu machen, um das Geschrei der sterbenden Frauen zu übertönen.

Aus Strobls allgemeinen Bemerkungen über die Witwenverbrennungen hebe ich jetzt die Stelle heraus, wo er von dem Hellsehen der Witwen spricht. Strobl schreibt (Der neue Welt-Bott, Tomus 5, Erste Halbscheid, Teil 33, Wien 1758, Brief Nr. 644, S. 16): 'Lächerliche Dinge erzehlen diese Heiden von solchen Schlacht-Opfern der Ehelichen Liebe, welche nemlich aus freyem Willen (es gehet zwar nicht allezeit ohne Zwang und Gewalt zu) sich mit ihren Ehe-Männern in der Glut vergraben. Diese Heldinnen, sagen sie, müssen durch einen ausserordentlichen Beruf ihrer Götter zu einer so heroischen Todes-Art beruffen werden; und seye eben dieses die Ursach, dass manche von dem Scheiter-Hauffen sich los zu machen zaghaft suchen, weilen sie in Erwählung ihres Selbst-Mords auf eigene Kräften zu viel vertrauet, und solchen Entschluss blind gefasset haben. Alles, was solche Weiber kurz vor ihrem Feuers-Tod reden und vorsagen, wird für lauter ungezweiffelte Weissagungen: sie aber selbst für etwas mehr, als menschliches angesehen; wie man dann auch ihrem Aschen ganz ausnehmende Ehren bezeiget'.

Halle a. S.

Kleine Mitteilungen.

Zum Sagenschatze des Isarwinkels.

Aus dem Munde des Gerblbauers Baumgartner in Hohenwiesen (unter der Hochalpe) vernahm ich folgende Sagen, welche ich nach stenographischen Aufzeichnungen hier wiedergebe, mit der Bemerkung, dass sich keine derselben in Sepps Altbayerischem Sagenschatz (1876) vorfindet.

1. Beim 'Steinernen Gaster'[1]), auf dem Wege zur Röhrlmoosalpe unterm Roßstein, steht eine Kapelle aus Holz; auf Sebastiani wallfahrten die Isarwinkler seit der Pestzeit (1634) zu derselben; dort, an dem Steinernen Gaster, zieht das Nacht-G'jaid durch die Luft. Da haben's einmal beim Klaffenbacher Bauern, wo ich als Bube aufgezogen worden bin, einen Hund gehabt. Der ist allemal, wenn's Nacht-G'jaid durchgefahren ist, dem(selben) die ganze Nacht nachgelaufen; der Bauer wusste, dass alle Pfinztage [= Donnerstage] das Nacht-G'jaid übers Steinerne Gaster her am Klaffenbacher Hofe vorbeisaust; deshalb hat der Bauer diesen Hund einmal an einem solchen Pfinztage eingesperrt; da hat dann einer vom Nacht-G'jaid, der einen grossen Hut aufhatte, beim Fenster an(ge)klopft und hat zu dem Bauern g'sagt: 'Ob'st den Hund mitlaufen lasst oder net?' Der Bauer machte nun gleich das Fenster auf; der Hund war auch gleich draussen; in der Früh' ist der Hund wiedergekommen; aber der Klaffenbacher hat ihn gleich erschossen; ich muss mich selber wundern, dass dem Bauern nichts darauf passiert ist.

2. Am Höllel (einer Alpe hinterm Hochwieserberge) steht ein 'Wunderbaum', das ist ein alter, ganz verdrehter Taxenbaum; der hat kleine, gekrauste Zweige, die ganz gewirbelt sind und bis zum Boden wie gewundene, viereckige Stränge herunterhängen. Jetzt ist er nicht mehr so schön, wie er schon war; es sind schon Herrschaften aus'm Bad Kreut dag'wesen und haben den Wunderbaum angeschaut. (Vermutlich eine Haselfichte, die durch besonders starke Windexposition abnorm gedrehte Zweige besitzt.)

3. Die Durl-Hex von Hochenwiesen, die bei meinem Nachbarn, dem Bachmair, gehaust hat, die hat Gold machen können. Beim Bachmair sieht man noch den Riss in der Mauer, der entstanden ist, wie's die Hex' derwischt haben. Mit einem rundscheibigen, feichtenen, alten Tisch haben sie's in dem Winkel, wo sie hinterm Tisch gesessen ist, gegen die Mauer 'neindruckt. Wenn aber der Tisch nicht aus einerlei Holz (aus lauter gleichem Holze) gewesen wäre, hätten's die Hex nicht derwischen können.

4. Der Bruder von der Durl-Hex von Hochenwiesen, der ist ein ganz heiliger Mensch gewesen; in Gaissach in der Kirch' (uralter Kultort am Anfange des Isartales) muss sein heiliger Leib liegen; wie z' Länggries noch keine Kirche war, ist der ganze Isarwinkel auf Gaissach zur Kirche gegangen. Einmal hat nun der heilige Mann auf diesem Kirchenwege nach Gaissach über einen durch ein plötzlich eingefallenes Unwetter hoch angeschwollenen Bach gehen

---

1) Das 'Steinerne Gaster' ist ein uralter Verbindungsweg zwischen dem Achentale und dem Isartale; auch ein Zugweg des Föhnwindes.

müssen; da hat er ein Brett über den Bach gelegt und ist drüber g'gangen; von dem Augenblicke ab hat der Messner z' Gaissach die (Wetter-) Glocken nicht mehr läuten können; und wie der heilige Mann beim Heimgehen die Brettl von dem Bach wieder weggenommen hat, haben die Glocken von Gaissach von selbst wieder das Läuten ang'fangen. — Vermutlich ist hierbei das von dem christlichen Priester verbotene Wetterläuten gemeint. Nach einer aus anderer Quelle stammenden Sage soll nach dem Tode dieses Heiligen die Hausglocke in Hohenwiesen von selbst geläutet haben.

5. Beim Lainer, einem Nachbarn, haben's öfter Butter gerührt, und wie's nachgeschaut haben, hat die Durl-Hex jedesmal die Butter schon in der Schürz' d'rin gehabt (Molkenstehlerin).

6. Die Durl-Hex von Hochenwiesen ist unterm Glockengeläute der Gaissacher Kirche nach Venedig zur Wachsweihe gefahren und ist dabei noch früh genug zur Kirchenmesse in Gaissach gekommen. (Venedig ist hier vielleicht eine Erinnerung an das Patriarchat von Aquileja, dessen Diözese ehemals bis Augsburg reichte.)

7. In Länggries war einmal ein Kooperator; dem haben die Hexen arg zugesetzt, so dass er ganz „aufmarig"[1]) geworden ist und in der Predigt einmal ausrief: „Jetzt lasst's mich doch einmal in Ruh! Ich kenn' euch schon. Neun sich ich allein in einer Bank."

8. Beim Schweizer, einem Wirtshause auf der jenseitigen Isartalseite, haben's einmal Musik gemacht; da geht einer von den Musikanten in der Nacht heim, und da, wo der Leitermühl-Fleck ausgeht, begegnet ihm das Nacht-G'jaid; da, wo beim Wohlmut im Hölzl die Schinderhütten steht, geht einer, der einen grossen Hut unter der Achsel getragen hat, auf den Musikanten zu; der aber ziagt sein Schwegelpfeiferl heraus und blast auf; wie der mit dem Hut das Schwegelpfeiferl g'hört hat, du, da ist er davon.

9. In der Laaber-Gruben hat der alte Aschenloher, ein Nachbar vom Klaffenbacher und Hochenwieser, immer etwas einschlagen g'hört, weil eins umg'gangen ist, bis ein Geistlicher gekommen ist, der hat dann den bösen Menschen, der da umgehen musste, gebannt. (Mark-Versetzer?)

10. Bei der Kirche z' Länggries hört man abends zwischen 9 und 10 Uhr das sog. 'Wischperl', man heisst es auch das 'alte Spiel-Mannl'; das geht mit einem mit, lange Zeit, bis zum Wiesenwirt; dann bleibt's hinten.

11. Das Herdmannl klopft nicht bloss in Holzwänden, sondern auch in der Mauer am Herd.

12. Die Metzgergesellen haben früher, wie andere Gesellen, auch etwas stucken (ein Meisterstück ablegen) müssen; so auch der Metzger Hannsl, der auch nebenbei ein Sautreiber war; wie das Stucken an ihm war, hätte er ein Kalb schlachten sollen; aber er hat's nicht fertigbringen können, gar nichts hat er ausgerichtet; das Kalbl ist halt nicht g'fallen. Da ist ein alter Mann gekommen, und der hat dem Metzger Hannsl aus der Not bei seinem Meisterstuck geholfen, der hat das Stichmesser genommen und hat's dem Kalbl ins Diech (dicke Fleisch am Oberschenkel) gestossen. Patsch, ist das Kalbl umg'fallen; aber im selben Augenblick schreit ein zuschauendes Weib: „Auweh, ich bin ins Diech gestochen!" Das war die Hexe, die dem Metzger Hannsl 'hinterstellig' war und ihn am Abschlachten des Kalbes in zauberhafter Weise verhindert hatte. Die hatte ihm das Meisterstück verhexen wollen; nun hatte sie das Stichmesser im Diech.

---

1) Siehe mein Krankheitsnamenbuch S. 397.

13. Beim Klaffenbacher im Isarwinkel in der Nähe steht ein Söldnerhäusl, zum Hausbüchler genannt; von da ist einmal eine Dirne von der Melkstatt auf der Trat 'reingegangen auf den Klaffenbacher Hof zu; sie hat einen Sechter (Milchgeschirr) auf dem Kopfe getragen, und wie sie so dahingeht, streift sie von einer Nussstauden, an der sie vorbeigeht, mit der Hand etwas von den Stauden ab und schiebt's in Sack; wie sie z'Haus das Laub anschaut, denkt sich die Dirn: „Aber dös is a besunders Luab.“ Es war das Laub lauter Frauentaler. Wie die anderen im Haus dies g'sehen haben, sind's auch 'naus zur selben Nussstauden und haben sich Laub abgestreift; wie sie nach Haus gekommen sind, waren die Blätter kein Gold, sondern 'bare Steinl', die sie in der Tasche heim'tragen haben. (Die fleissige Magd erhält zur bestimmten Zeit ihre Belohnung, der Müssiggänger nichts). Über die Bedeutung des Haselstrauches im altgermanischen Kultus und Zauberwesen vgl. oben 11, 1—16.

14. Der Hirt von der Höllel-Alpe (hinterm Hochwieserberge), wo der oben erwähnte Wunderbaum steht, hat einmal seine Geissen gesucht, und da ist er bis aufs Gerstenried bei der Hochalpe (wo auf einer früheren Gipfel-Rodung die wertvolle Futterpflanze Hordeum silvaticum gewachsen ist) hinaufgekommen; da ist er bis zum Felsen 'gangen, der war von reinem Gold; der Hirte wollte sich ein Stückl weghacken, aber sein Hirtenhackl ist ihm zu gut gewesen dafür; da ist er wieder zurückgegangen bis zur Höllel-Alpe hinab, um sich einen Pickel zu holen; bis er aber wieder aufs Gerstenried hin'kommen ist, war nichts mehr von dem Golde da. Aber ein armer Tiroler ist g'wesen, der hat sich einen Sack voll davon eing'fasst mit den Worten: „Ich und meine Kinder g'langen schon mit dem.“ Gesehen hat aber seitdem niemand mehr etwas von dem Golde auf dem Gerstenried. (Versäumnis der rechtzeitigen Bodenkultur, die früher im goldenen Zeitalter erträgnisreicher war.)

Bad Tölz. Max Höfler.

Volkslieder aus der Eifel.

Vor etwa dreissig Jahren wohnte ich in dem Eifeldorfe Bell (Kreis Mayen) in der Nähe des sagenumwobenen Laacher Sees, inmitten eines sangesfrohen Völkchens, wo an Sommerabenden das Dorf widerhallte von den Weisen alter Volkslieder. Ich fing bald an, die Texte dieser Lieder mit den mir bekannten Liederbüchern zu vergleichen und, wenn ein Lied dort nicht zu finden war, es genau nach der mündlichen Angabe der Sänger aufzuzeichnen. So kam im Jahre 1876 eine Sammlung zustande, die 33 aus dem Volksmunde geschöpfte Lieder enthielt. Nachstehend gebe ich ein alphabetisches Verzeichnis der Anfänge und fünf vollständige Texte. Der Herausgeber dieser Zeitschrift hat einige Nachweise anderweitiger Überlieferungen beigefügt.

Als Pallalalam geboren war (5 Str.). — Unten Nr. 4.

An der Weichsel gegen Osten (5). — Erk-Böhme, Liederhort 3, 286 Nr. 1427. Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel 1896 Nr. 252. Marriage, Volkslieder aus der badischen Pfalz 1902 Nr. 149.

Die Reise nach Jütland, die fällt mir so schwer (6). Erk-Böhme 3, 288 Nr. 1429. Köhler-Meier Nr. 300. Marriage Nr. 117.

Einstmals jagt ich nach einem Wilde (6).

Es gibt fürwahr kein bessres Leben (3). — Erk-Böhme 3, 415 Nr. 1583. Köhler-Meier Nr. 335. Bender Nr. 155.

Es ging ein flotter Jägersmann (7).

Es ging ein Jäger jagen (8). — Erk-Böhme 3, 298 Nr. 1437. Köhler-Meier Nr. 235. Marriage Nr. 5.

Es ging ein Jäger wohl jagen (8). — Erk-Böhme 3, 301 Nr. 1440. Köhler-Meier Nr. 236. Oben 17, 309.

Es waren einmal Sie und Er (8).

Es waren zwei, die liebten sich (8). — Erk-Böhme 1, 334 Nr. 93. Köhler-Meier Nr. 184. Marriage Nr. 18.

Es wohnt' ein Müller an jenem Teich (11). — Erk-Böhme 1, 479 Nr. 146. Köhler-Meier Nr. 129. Marriage Nr. 200.

Es zog ein verliebtes Paar ins Mailand (9). — Erk-Böhme 1, 171 Nr. 49c. Köhler-Meier Nr. 21.

Heimat, o Heimat, jetzt muss ich dich verlassen (5). — Unten Nr. 1.

Hier liegt ein junger Soldat (4). — Erk-Böhme 3, 252 Nr. 1384. Köhler-Meier Nr. 274.

Hört mich an, ihr lieben Leute (4). — Vgl. Erk-Böhme 2, 650 Nr. 853.

Ich bin ein flotter Schneider (5). — Unten Nr. 3.

Ich bin ein junges Weibchen (6). — Ditfurth, Fränkische Vl. 2, 147 Nr. 200. Treichel, Vl. aus Westpreussen S. 32. Hruschka-Toischer S. 222. Blümml, Erotische Vl. S. 14.

Ich ging einmal spazieren (6). — Köhler-Meier Nr. 137.

Ich sass einmal vor meiner Türe (5). — Köhler-Meier Nr. 127. Oben 15, 265.

Ich steh an diesem Eisengitter (6). — Erk-Böhme 2, 528 Nr. 727. Köhler-Meier Nr. 29. Treichel S. 75. Marriage Nr. 100.

Ich wünscht, es wäre Nacht (4). — Erk-Böhme 2, 618 Nr. 814.

In des Gartens dunkler Laube (7). — Erk-Böhme 1, 410 Nr. 147. Köhler-Meier Nr. 183. Oben 12, 78. 15, 335.

In einem dunkelgrünen Haine (3). — Köhler-Meier Nr. 102.

Joseph, herzliebster Joseph (6). — Erk-Böhme 1, 185 Nr. 56.

Mädchen, meine Seele (4). — Köhler-Meier Nr. 172. Treichel S. 54.

Mer sollt sich, hols der Deibel (4). — Erk-Böhme 2, 491 Nr. 693.

Nun ists dunkel, nun ists trübe (3). — Erk-Böhme 2, 496 Nr. 698. Köhler-Meier Nr. 53. Marriage Nr. 64.

Schatz, mein Schatz, reis nicht so weit von hier (6). — Erk-Böhme 2, 568 Nr. 766. Köhler-Meier Nr. 251.

Und als ich von der Reise kam, ei ei ei (5). — Erk-Böhme 1, 486. 3, 872 zu Nr. 900: 'Ich ging in meinen Stall'.

Vor Ostern reist ich fort (7). — Unten Nr. 2.

Wenn im Dorf die Uhr nicht geht (5). — Hoffmann-Prahl, Unsre volkstümlichen Lieder Nr. 1213: 'Welch Tierchen'.

Wo bleibt mein stolzes Leben (5). — Unten Nr. 5.

Zwischen Berg und tiefem, tiefem Tal (3). — Erk-Böhme 1, 527 Nr. 170.

1. Soldatenabschied[1]).

1. Heimat, o Heimat, jetzt muss ich dich verlassen.
Engelland das lässt uns keine Ruh,
Wir marschieren nach Frankreich zu.
Frankreich, o Frankreich, wie wird es dir ergehen,
Wenn du die preussischen Soldaten wirst sehen.
Die preussischen Soldaten sind schwarz und rot,
Weh, o weh, Franzosenbrut.

---

1) Str. 1 und 2 begegnen bei Erk-Böhme 3, 219 Nr. 1339 in dem Liede 'Des Morgens zwischen drein und vieren', Str. 3 und 4 ebenda 3, 244 Nr. 1375 in 'O du Deutschland, ich muss marschieren', Str. 5 ebenda 3, 572 Nr. 767: 'Ade, jetzt muss ich scheiden'.

2. Bruder, ach Bruder, jetzt bin ich schon geschossen,
Eine französische Kugel hat mich getroffen.
Bringet mir sogleich einen Feldarzt her,
Dass meine Wunden verbunden wer'n.

3. Nun ade, herzliebster Vater,
Nun ade und lebe wohl!
Wollt ihr mich noch einmal sehen,
Geht hinauf auf hohe Höhen,
Schaut hinab ins tiefe Tal,
Seht ihr mich zum letzten Mal.

4. Nun ade, herzliebste Mutter.
Nun ade und lebe wohl!
Ihr habt mich ja geboren,
Für den König erzogen.
Ist das nicht ein Herzeleid,
Eine ganze Traurigkeit.

5. Nun ade, herzliebstes Mädchen,
Nun ade und lebe wohl!
Wir haben ja so manchmal beisammen gesessen
Und so manchen süssen Schlaf vergessen
Und so manche liebe lange Nacht
In lauter Liebe zugebracht.

2. Der Handwerksbursch auf der Wanderschaft[1].

1. Vor Ostern reist ich fort,
Wusst nicht, an welchen Ort.
In der Ferne blieb ich stehn
Und dacht: Wie wirds mir gehn,
Wenn ich kein Geld mehr hab,
Und auch nicht fechten darf?

2. Mein Vater weinte sehr,
Meine Mutter noch viel mehr.
Mein Bruder und meine Schwester
Die gaben mir zum Besten
Zehn Taler an Gold,
Die ich verzehren sollt.

3. Vor Prag da kam ich an,
Die Schildwach hielt mich an:
'Mein Freund, tun Sie mir sagen,
Ich muss Euch etwas fragen.
Wo kam die Reise her?'
„Von Hamburg komm ich her!"

4. 'Legen Sie Ihr Felleisen ab
Und zeigt mir Euern Pass!
Denn ich muss ihn einschreiben.
Die Herberg will ich Euch zeigen:
Da draussen vor dem Tor
Im Schild zum schwarzen Mohr.'

5. Auf der Herberg kam ich an,
Man nahm mich freundlich auf.
„Guten Tag, Vater und Mutter,
Bringen Sie mir Brot und Butter,
Und dazu ein gut Glas Bier,
Heute Nacht logier ich hier!"

6. 'Sei willkommen, lieber Sohn!
Arbeit die hast du schon,
Denn es sind ja hier bestellet
Zwei reisende Gesellen
Bei meinem Schwiegersohn;
Er gibt auch guten Lohn.'

7. „Für diesmal sag ich Dank,
Denn ich bin noch jung und schlank.
Und ich will noch weiter reisen
Bis ins Königreich von Preussen,
Bis nach Berlin in die Stadt,
Die so schöne Mädchen hat."

3. Der Schneider und die Studenten.

1. Ich bin ein flotter Schneider
Und kenn die halbe Welt,
Doch hab ich oftmals leider
Kein Kreuzer baares Geld.
Das tut mich oft genieren
Und ärgert mich oft sehr.
Ich ging so gern spazieren,
Doch ist mein Beutel leer.
Das macht mir so viel Hitze,
Das macht mir so viel Pein;
Die Arbeit kann nichts nützen,
Sie ist mir zu gemein.

---

1) Erk-Böhme 3, 420 Nr. 1596: 'Von Hause muß ich fort' und 1597: 'Ihr Burschen hört mich an'. Ditfurth, Fränk. Vl. 2, 235 Nr. 307. Schade, Handwerkslieder 1865 S. 125.

2. Erst neulich wollt ich singen,
Als der Studente kam,
Und ich bei meinem Liebchen
Ganz flott beim Schoppen sass.
Und als ich wacker tanzte
Die Kreuz und auch die Quer,
Da kam zu diesem Kampfe
Das ganz Studentenheer.
Ich schrie bei meinem Liebchen:
'Ach Gott, nun lebe wohl!
Hilf mir denn sie zertrennen,
Sonst schlagen sie mich tot.'

3. Sie brachten mich zur Stiege,
Und warfen mich hinab.
Man liess mich unten liegen,
Ich war beinahe tot.
Und in dem wilden Tosen,
Ich mochte fast vergehn,
Zerrissen sie mir meine Hose,
Ich konnte kaum mehr stehn.
Ich hatte ja kein Hemde
An meinem Leibe an,
Ach Gott, wie ich mich schämte,
Als das die Damen sahn.

4. Ein jeder wollte wissen,
Wer ich von Stande wär;
Doch einer unter ihnen
Der sprang so eilends her:
"Ja, ja, du bist ein Schneider,
Man kennt dich am Geruch.
An deinen flotten Kleidern
Ist nur gestohlen Tuch.
Kein Geisbock darf beim Balle,
Mit Geis polieren drum.
Hinaus mit ihm zum Saale,
Empfehl mich, Herr von Zwirn."

5. Was ist aus mir geworden,
Du teurer Engel du!
Ich möchte mich ermorden
Und sprengen in die Luft.
Die ganze Welt soll beben,
Wenn ich von Wut entbrannt.
Komm ich ins bess're Leben,
Komm ich ins Vaterland,
Komm ich ins Land der Rosen,
Wo kein Student mehr herrscht.
Was ärgert mich die Hose.
Das Liedchen ist jetzt aus.

4. Pallalalam[1]).

1. Als Pallalalam geboren war,
Schneeweiss war er gekleidt.
Er hörte so gerne die Trommel rühren,
Er sah so gerne Soldaten marschieren.
Ruppedupp, sprach Pallalalam.

2. Als Pallalalam wohl Schildwach stand
Mit seinem geladnen Gewehr,
Da kam ein Offizier aus Österreich her,
So hübsch und fein gekleidet war er.
Pack dich fort, sprach Pallalalam.

3. Als Pallalalam wollt freien gehn,
Da hatt er noch keine Krawatt;
Die Mutter nahm den Schottelplack[2])
Und warf ihn dem Pallalalam über den Nack.
Bin ich staats, sprach Pallalalam.

4. Als Pallalalam beis Mädchen kam,
Stands hinter der Stubentür,
Sie hatt' ein weisses Kleidchen an
Mit vielen schönen Bändern dran.
Bin ich da, sprach Pallalalam.

---

1) Eine deutsche Umbildung des aus dem 17. Jahrhundert stammenden vlämischen Liedes von Pierlala (F. van Duyse, Het oude nederlandsche lied 2, 1160 Nr. 322); vgl. Erk, Volkslieder 2, 4, Nr. 14 und Erk-Böhme 3, 540 Nr. 1756. Im Studentenliede (Friedlaender, Commersbuch 1892 Nr. 32) ist der Held zu einem Bierlala geworden.

2) Schüsseltuch.

5. Als Pallalalam zum Sterben kam,
Die Kerze war schon an,
Die Glocken, die bimmeln, die bammeln, die bommeln,
Die Glocken, die bimmeln, die bammeln, die bommeln,
Bin ich tot, sprach Pallalalam.

5. Der reiche Mann in der Hölle[1]).

1. Wo bleibt mein stolzes Leben,
Wo bleibt die zeitliche Ehr,
Die mir in der Welt ward gegeben!
Sie hilft mir jetzt nicht mehr.

2. Hätt ich in meinem Leben
Betrachtet die Ewigkeit
Und hätte den Armen gegeben
Ein Almosen in der Zeit,

3. Und hätt auch nicht genommen
Der Armen Schweiss und Blut,
So wär ich nicht gekommen
In diese Höllenglut.

4. Was hilft mir reichen Prasser,
Was hilft mir Geld und Gut?
Ich hab kein Tröpfchen Wasser
In dieser Höllenglut.

5. Ach käm doch nur ein Vögelein
Alle Jahr einmal hierher
Und brächt in seinem Schnäbelein
Ein Tröpfchen aus dem Meer!

6. So hätt ich doch noch Hoffnung,
Aus dieser ewigen Pein
Nach langen, langen Jahren
Einmal erlöst zu sein.

7. Berg und Tal soll über mich fallen
Alle Felsen bedecken mich,
Und mein Herz soll mir zerspalten,
Wenn aus mir eine Falschheit spricht.

Oelde i. W. Hans Heuft.

Eine Geschichte der Wanyaruanda.

Die im folgenden mitgeteilte Geschichte stellt ein Stück der Volksliteratur des Reiches Ruanda dar, das, wie bekannt, den äussersten Nordwesten unserer ostafrikanischen Kolonie einnimmt. Es gehört also zwar zu den unzugänglichsten Teilen des Gebietes, ist aber in Anbetracht seiner bedeutenden Meereshöhe und besonders wegen der zahlreichen, grösstenteils arbeitsamen Bevölkerung als überaus vielversprechend zu bezeichnen. Diese Bevölkerung, die Wanyaruanda[2]), zerfällt in zwei deutlich geschiedene Teile: Neben der herrschenden Klasse hamitischer Viehzüchter (Watutzi), wie sie sich überall im Zwischenseengebiet aufgedrängt hat, finden wir als grosse Masse die seit uralten Zeiten angesessene, hackbauende Landbevölkerung, Bantuneger (Wahutu); über Charakter und Gebräuche sind wir durch eine Reihe von Forschern, von v. Götzen bis Richard Kandt, neuerdings auch durch die katholischen Missionare ziemlich unterrichtet. Über die Sprache besitzen wir nur dürftiges Material; ausser den kleinen Sammlungen von

---

1) Vgl. Arnim-Brentano, Wunderhorn 1, 357 ed. Birlinger-Crecelius: 'Es sterben zwei Brüder an einem Tag' und Zurmühlen, Des Dülkener Fiedlers Liederbuch 1875 Nr. 63: 'Als Lazarus auf der Strassen'. — Zu Str. 5—6 s. R. Köhler, Kl. Schriften 2, 37: Ein Bild der Ewigkeit; auch Reuschel, Weltgerichtsspiele 1906 S. 123f. 339f.

2) Wir sind gewohnt, alle ostafrikanischen Binnenstämme mit ihrem suahilisierten Namen zu bezeichnen; phonetisch (Lepsius-Meinhof) genau wäre Y̱a-ńa-ḻwanda.

Sir H. Johnston[1]) und vom Grafen von Götzen[2]) mit den daran anknüpfenden Bemerkungen von A. Seidel[3]) ist nur eine von Stuhlmann mitgeteilte Reihe Zahlwörter[4]) zu nennen; Kandt bringt ferner in seinem Aufsatze 'Gewerbe in Ruanda'[5]) eine Anzahl technischer Ausdrücke. Die Weissen Väter haben einen Katechismus und ein Gebetbuch[6]) herausgegeben und sollen auch eine Fibel gedruckt haben, ebenso hat die neue protestantische Mission (Berlin III) mit sprachlichen Arbeiten begonnen. Immerhin kann es bereits als sicher gelten, dass das Kinyaruanda im wesentlichen eine dialektische Modifikation der ja wohlbekannten Sprache des südlich benachbarten Urundi darstellt.

Von dem zweifellos ausgedehnten Märchenschatze der Wahutu[7]) war überhaupt nichts bekannt gewesen, bis der Mswahili[8]) Ndovu Mwidau in der in Tanga erscheinenden Suaheli-Zeitung 'Kiongozi'[9]) (Juni 1906, 2. Jahrg. Nr. 13) eine ihm von seinem Herrn[10]) mitgeteilte Wanyaruanda-Erzählung 'Die Geschichte von Kagembegembe' veröffentlichte (in Ki-Swahili, nicht im Urtext!), die als Erstlingsgabe aus brauner Hand vielleicht interessant genug ist, hier in Übersetzung wiedergegeben zu werden.

Die Geschichte von Kagembegembe.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten ein Söhnchen, Kagembegembe mit Namen. Dies Kind war von seiner Geburt an mit grossem Verstande begabt Eines Tages sagte es zu seinem Vater: „Vater, wenn du die Rinder der Watutzi[11]) ritzen wirst, so wirst du sterben." (Die Wanyaruanda haben nämlich die Sitte, die Rinder im Nacken mit einem Pfeile zu ritzen, um das Blut zu trinken, erklärt Ndovu Mwidau). Und zu seiner Mutter sagte er: „Mutter, wenn du auf dem Feld der Watutzi ackern wirst, so wirst du sterben." Und zu seiner Grossmutter sprach er: „Grossmutter, du wirst vor lauter Lüge sterben."

Jahre vergingen; da ging der Vater Rinder zu ritzen, wurde von einem Speere durchbohrt und starb. Und als die Mutter aufs Feld ging, wurde ihr von der Hacke der Fuss abgeschlagen, sie stürzte und starb unterwegs. So starben Vater und Mutter, und Kagembegembe blieb übrig mit seiner Grossmutter. — Eines Tages schlachteten die Watutzi ein Rind, und die Hyäne stahl im Vorbeigehen die Füsse. Als Kagembegembes Grossmutter die Hyäne mit den Rinderfüssen sah, sagte sie zu ihr: „Gib mir die Füsse, ich will dir mein Grosskind Kagembe-

---

1) The Uganda Protectorate² (London, Hutchinson, 1904) S. 969—978.

2) Durch Afrika von Ost nach West² (Berlin, D. Reimer, 1899) S. 157f.

3) Ztschr. f. afrik. u. ozean. Spr. 2, 89f. (1896).

4) Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika (Berlin, D. Reimer, 1894) S. 235, Anm.

5) Ztschr. f. Ethnologie 36, 329—372.

6) Katekismu. Ekitato kya babanya. Trier 1907. 32 S. — Ikitabu chi sala. Ebd. 1907. XXX, 294 S.

7) Die Watutzi scheinen mit ihrer Sprache auch überall ihre Fabeln usw. (aber nicht die historische Tradition!) verloren zu haben. Die bekannte, wiederholt veröffentlichte Gandageschichte von „Kintu" nimmt eine Mittelstellung ein.

8) Sein Sprachgebrauch nyanya (nana) = Grossmutter scheint darauf zu deuten, dass er der Tribus der Wagunya angehört.

9) 'Führer'; erscheint monatlich, herausgegeben von Reichslehrer O. Rutz (zum weitaus grössten Teil aus Beiträgen der Eingeborenen bestehend; alle, die sich mit dem Volkstum des modernen Ostafrika beschäftigen, seien besonders darauf hingewiesen!)

10) Er sagt nur unklar: Nimepata kwa bwana wangu.

11) S. oben!

gembe geben." Die Hyäne gab ihr die Knochen, und die Grossmutter sagte: „Ich werde den Kagembegembe heute fortschicken, Wasser zu schöpfen; sein Wasserkrug hatte am Rande eine Lücke, das sei dir das Zeichen; das ist der Kagembegembe, ergreife ihn." Die Hyäne ging zum Fluss und wartete, und die Grossmutter sandte ihr Grosskind fort. Jedoch Kagembegembe rief einer Anzahl seiner Kameraden, sie sollten zusammen mit ihm zum Fluss gehen, und in den Krug jedes Kindes brach er eine Lücke. Und als die Hyäne sah, dass jeder Krug eine Lücke hatte, fragte sie: „Wer von euch ist der Kagembegembe?" Und das Kind antwortete ihr: „Schau doch die Krüge an, dieser ist Kagembegembe und jenes ist Kagembegembe und ich bin Kagembegembe und der dort ist Kagembegembe." Die Hyäne wusste nicht, wer denn der Kagembegembe war, und sagte zu ihnen: „Macht, dass ihr nach Hause kommt!"

Und die Hyäne ging zur Grossmutter und sagte zu ihr: „Warum hast du mich angelogen? Ich bin am Flusse gewesen, aber alle Kinder sind Kagembegembe." Und die Grossmutter antwortete ihr: „Geh jetzt aufs Feld, ich werde den Kagembegembe hinschicken, die Holzhaufen anzuzünden." Und zu Kagembegembe sagte sie: „Geh' und zünde die Holzhaufen auf dem Felde an!" Aber Kagembegembe nahm Pfeil und Bogen mit, band Laub an die Pfeilspitzen, zündete es an und schoss damit auf alle Holzhaufen; und sie fingen Feuer.

Und die Hyäne kehrte zur Grossmutter zurück und sagte zu ihr: „Weshalb hast du mich wieder angelogen, warum habe ich von Kagembegembe nichts gesehen?" Und die Grossmutter antwortete: „Verstecke dich in der Nähe des Feldes, ich werde den Kagembegembe hinschicken, um Feuer zu holen." Aber Kagembegembe machte Feuer durch Drillen in trockenem Holz und brachte es seiner Grossmutter. Dort beim Felde wartete indes die Hyäne lange, bis der Hunger sie ergriff, und sie ging zu einigen gerade eine Ziege schlachtenden Wanyaruanda (Wahutu; d. Übs.) und stahl die Füsse der Ziege. Und sie kehrte zur Grossmutter zurück und fuhr sie zornig an: „Weshalb lügst du alle Tage?" Und die Grossmutter antwortete: „Der Kagembegembe ist sehr schlau, aber ich bin noch viel schlauer als er; gib mir jetzt diese Füsse, damit ich sie koche und dem Kagembegembe zu essen gebe; wenn er sie gegessen hat, wird er sehr müde sein und einschlafen." Als Kagembegembe fertig gegessen hatte, legte er sich zum Schlafen nieder, aber er schlief nicht, er nickte nur die Augen zu. Und die Grossmutter sagte zur Hyäne: „Jetzt ist der Kagembegembe eingeschlafen Ich werde einen Strick holen und ihm eine Schleife um den Hals binden, das Ende werde ich auf den Hof neben die Tür legen. In der Nacht, wenn er fest schläft, komm und ziehe ihn heraus!" Als dann die Grossmutter ihrem Grosskind die Schleife um den Hals gelegt hatte, ging sie schlafen. Sobald sie fest schlief, nahm Kagembegembe die Schleife von seinem Halse und legte sie vorsichtig um den Hals seiner Grossmutter. Als in der Nacht die Hyäne kam und im Hofe an dem Stricke zog, schrie die Grossmutter laut und zeterte: „Du ziehst ja nicht den Kagembegembe, mich ziehst du fort, mich!" Aber die Hyäne erwiderte: „Macht nichts! Wie oft du mich angelogen hast, jetzt habe ich es satt; meine Rinds- und Ziegenfüsse habe ich dir gegeben und habe den Kagembegembe nicht bekommen, jetzt habe ich es satt; fertig!" Und die Hyäne verschlang die Grossmutter.

Am Morgen kam der König von Ruanda und fragte Kagembegembe: „Was war das gestern Nacht für ein Geschrei?" Und Kagembegembe antwortete: „Die Hyäne war zur Grossmutter gekommen, ihr Geld einzufordern." Da lachte der König und gab Kagembegembe Land und Rinder, und als er gross war, gab er

ihm eine Frau; und Kagembegembe bekam viele Kinder, und er ist erst in höchstem Alter gestorben. —

Wem fällt da nicht als Analogie die deutsche 'Stiefmutter' ein? Aber bleiben wir in Afrika! Es ist charakteristisch für die afrikanische Auffassung, dass die Grossmutter ihren Enkel nur durch List und, selbst scheinbar unschuldig, durch Umwege der Hyäne verschachern und beseitigen zu können glaubt. Sie gebraucht nie Gewalt, da sie Weiterungen etwa durch Einspruch des Häuptlings fürchtet, darum sucht sie Kagembegembe auf weniger auffällige Weise der Hyäne zu überliefern. Dasselbe hat ja Merensky in der Basuto- (Vasotho-) Sage von „Hubeane" gesehen[1]). Die ganze Geschichte findet sich sehr ähnlich, oft mit denselben Worten berichtet, im ersten Teil der Barongaerzählung von „Mutipi" wieder[2]). Der Gedanke, dass ein menschliches Wesen von dem ihm drohenden Unheil durch wunderbaren Verstand, Hellsicht, unterrichtet sein könne, ist dort in Südafrika durch den redenden Talisman ersetzt; in diesem Falle warnen den Jungen zwei unsichtbare, ihm seit seiner Geburt auf dem Haupte sitzende Federn. Die Amazulu erzählen gleiches von dem Balg einer Schwalbe oder einem Mäusefell[3]).

Gross-Lichterfelde. Bernhard Struck.

Das Jahr 1809.

Erinnerungen alter Gossensasser.

Vom Jahr 1809 und den Eroberungen Napoleons war in der Hütte der Weber-Zenze die Rede; da sagte ihr sonst schweigsamer Bruder Huis[4]) laut und langsam: „Der Napoleon wird wohl gedacht haben: Ein Gott und ein Kaiser! Als er in Wien eingezogen ist, hat die Luise bald gelacht, die österreichische Prinzessin, die später seine Frau geworden; er hat ihr gefallen." Ein Wort gab das andere, ein von einem jungen Mädchen gesprochener Vers schien aus jener Zeit zu stammen und kurze Erzählungen folgten.

Unterland, Oberland, 's Eckele zu!
Pfeifet ein Esel, (so) tanzet e Kuh.
Grischene Knödl und ein nachmehlnes Mus,
Puckelits Mandl, mach's Krapfele zu!

D. h. Ihr, die ihr tief und hoch wohnt, aus Kleie bereitete Knödl esst und von geringem Mehl Mus kocht (Pustertaler); ihr, deren Stadtwappen ein verwachsenes Männchen ist (Sterzinger), schliesst vor dem Feinde eure Tore (wie man das Opfergebäck Krapfen schliesst)!

Der Huis erzählte: „Als die Franzosen das erstemal nach Tirol kamen, das ganze Moos bei Sterzing war voller Leut, sind sie nicht weiter als bis Trenz kommen. Auf der Stelle am Wege, wo auch nicht einer weiter kam, steht jetzt eine Kapelle, auf der es abgemalt ist. „Bis daher und nicht weiter kamen die feindlichen Reiter". Die Unsrigen hatten gebetet und 'Unsere Frau' in Trenz[5])

---

1) Mitt. d. geogr. Ges. Thür. 6, 111—114 (1888); Seidel, Geschichten und Lieder der Afrikaner (1896) S. 270—276.

2) Junod, Les Chants et les Contes des Baronga (Lausanne, Bridel, 1897) p. 158 bis 163.

3) Callaway, Izinganekwane, nensumansumane, nezindaba zabantu (Natal, J. A. Blair, 1867) p. 97.

4) Matthias Holzmann, früher Holzknecht.

5) Das wundertätige Madonnenbild dort.

hatte sie geschützt. Nachher kamen die Bayern. Die Unsrigen haben wohl wieder gebetet, aber jene haben die 'Beten' (Rosenkränze) verworfen, da hat sie es nicht mehr dertan[1]) (nicht mehr die Kraft gehabt, die Feinde zurückzuhalten). — Bayern lagen in Sterzing im Quartier. Der Sandwirt Andreas Hofer ist kommen, und wie er es hörte, hat er gesagt: 'Die muss ich aussn (hinaus) bringen'. Der Landrichter aber wollte das nicht haben. Aber jener hat sich nicht derwehren lassen und ist die Stiege hinaufgegangen zu ihnen. Seine eigenen Leut haben ihn an die Füsse gefasst und so wieder die Stiege oer (herab) gezogen, dass sein Kopf nachgeschleift hat. Die Bayern aber sind durch und aufs Moos[2]) geflohen. Sie haben die grossen Gewehre gehabt und die Tiroler nur die kleinen; da, wenn sie geschossen haben, hatte es kei Schneid. So gescheit waren sie schon; sie fuhren drei Heuwagen auf das Moos, schütteten das Heu aus und hatten dadurch eine 'schöne Burg' (waren geborgen). Die Bayern wurden gefangen genommen und nach Mareit gebracht."

„Nach der Schlacht haben die Weiber," fügt der einstige Bergknappe Jendel[3]) hinzu, „meine Mutter ist dabei gewesen, mit Kühen die Verwundeten nach dem Mareiter Schloss gefahren. Sie waren noch nicht weit, nur bis zur Brücke, da hörten sie wieder schiessen. Wieder war es voller Leut im Moos, es hiess, es seien alles Bauern; aber es waren die Franzosen. Sie kamen von Brixen. Dort hatten sie viele Häuser angeschürt und die Leute flohen. Eine Merkwürdigkeit will ich Ihnen noch erzählen: Mein Vater hat zu jener Zeit einmal die Kuh, wir hatten nur eine, mit Wein getränkt und mit Wein Essen gekocht. Das war so: Mein Vater, der bei Brixen seinen Hof hatte, floh nicht; er dachte, beim Hause bleib ich und will sehen, die Franzosen so lange zu bitten, bis sie das Haus nicht anschüren. Sie kamen, die Labn (der Hausflur) stand ganz voller Soldaten. Die suchten das ganze Haus ab nach Gewand, dann gingen sie. Doch wir hatten kein Wasser am Hof, es musste eine Viertelstunde weit hergeholt werden, und der Vater getraute sich nicht, danach zu gehen, da nahm er Wein, den hatten wir noch genug. — 1809, zu meines Vaters Zeit, hat sich's auch ereignet. An der Lambse[4]) (unterhalb Gossensass) haben sie einen bayerischen Grafen Arco erschossen und viele andere. Er hat sich sehr gewehrt. Die Tiroler haben gedacht, wenn sie die Durchziehenden erschiessen, können sie Frankreich greifen, drum sagt man nicht umsüst: die dummen Tiroler."

Der alte Raderer[5]) — „er ist allen eine ehrwürdige Erscheinung" — erzählt darauf: „Ich war 3, 4 Jahre alt, als die Franzosen nach Gossensass kamen. Die Manner sind über die Berge an eine Bergecke, zum Achbauern, gegangen, um nach den Feinden zu sehen, Bubn wollten mit — es war auch mein Bruder und das Weber-Josele drunter — die Manner wollten sie nicht mit haben und haben es gewehrt; weil sie sie aufhalten würden, nicht so weit und schleunig gehen könnten; doch die Bubn sind ehnder dort gewesen und auf die Kärschbäume (Kirschbäume) geklettert Die Grossen haben sich platt auf die Erde gelegt und

1) Erinnert an die Anschauung der alten Indier, Opfer seien die Nahrung der Götter; Indra erstarke durch reine Worte, Lobgesang schärfe ihm den Donnerkeil. (Moritz Carriere, Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwicklung und die Ideale der Menschheit 1, 396.)

2) Treffen auf dem Sterzinger Moos, am 11. April 1809.

3) Jennewein Linder.

4) Bezeichnung für langgestreckten Bergrücken.

5) Johann Ober ist 46 Jahre in der Gemeindeverwaltung tätig gewesen.

hinunter geschaut nach den Feinden, haben nichts gesehen; aber die Bubn auf den Kärschbäumen, weil sie weiter sehen konnten, haben die Franzosen gesehen, sind zu den andern gelaufen und haben gerufen: 'Dort unten kommen Soldaten her!' Da konnten alle fliehen. Auch unsre Leut sind geflohen und mich haben sie mitgenommen, zuerst bis zum Riedlbauern ins Pflersch und dann eine Stunde weiter, wo unsre Äcker sind. Ich war ein kleiner Junge, aber ich weiss es noch ganz genau, wie sie gesagt haben: 'Jetzt brennt der Platzhof' (bei Gossensass). Sehen konnt ich es nicht. Sie wollten das Dorf anschüren, haben es aber nicht gekonnt, weil die Strasse mitten durch führt und sie dann selbst nicht durch die brennenden Häuser gekommen wären. Ein Brandgeld hat die Gemeinde zahlen müssen, 500 oder gar 900 Gulden, und ein französischer Offizier, der es zu sammeln hatte, hat von dem Gelde etwas unterschlagen, was die Gemeinde dann noch mehr zahlen musste. Später ist das Geld zurückgekommen. Der französische Offizier hat es auf dem Todbette bekannt und hat aufgeschrieben, dass das Geld nach Gossensass in Tirol geschickt werden müsste, wohin es gehöre."

Der behäbige Postmeister, Stephan Schuster, holt weiter aus, indem er zunächst von seinem Vater, einem früheren Gemeinderichter des Ortes, spricht: „Der Vaterle, Matthias Schuster, hat schon die Welt gesehen. Geboren ist er im Tschuckehaus. Mit 9 Jahren eine lödene Hose unterm Arm und nun „rinn in die Welt", hat's bei ihm geheissen. Er kam nach Wiesen, bei Sterzing zu einem Müller in die Lehr, dort war er noch 1809, als der Krieg stattfand. Die Franzosen fingen Tiroler und machten sie zu Soldaten, und zufällig hörte der Müller, bei dem der Vater war, in Sterzing, im schwarzen Adler, wo er zugekehrt, die Franzosen miteinander reden, die Nacht wollten sie zwei Burschen aus Wiesen fangen. Wer kann das sein? überlegte er. Das kann nur mein Geselle sein und der Schmiedegeselle nebenan. Also, infolgedessen, ging er schnell nach Hause. Schon auf dem Wege traf er seinen Gesellen, der mit Mehlsäcken zur Stadt gefahren kam (der wäre den Franzosen grade recht gekommen), der Müller aber befahl ihm: 'Du gehst jetzt gleich zurück und zum Schmiedgesellen, und ihr beide geht auf die Köfel (steile Felsen) in meinen Stadl (Heuhütte) und da bleibt ihr, bis weiterer Bescheid kommt.' Sie taten so. Der Müller fuhr mit den Mehlsäcken nach der Mühle zurück und wartete auf die Feinde. Um 11 Uhr nachts wurde stark an die Haustüre gepocht. Die Franzosen waren es und fragten nach dem Gesellen: 'Wo ist er?' — 'Schlafen', antwortete der Müller. 'Wo schläft er?' — 'In der Kammer'. Sie gingen hinein und suchten und fanden niemand. 'Er ist nicht da; wo ist er?' — 'Was weiss ich, vielleicht ist er zu einem Mädchen auf die Gasse fensterln gegangen.' Sie mussten abziehen, und grade so ging es ihnen nebenan beim Schmied. Dann ist der Müller zu den beiden ins Stadl hinauf gestiegen und hiess sie noch die Nacht fliehen, und die Bubn sind über den Bannwald und weiter bis Kärnten geflohen. Dort waren noch Franzosen, die sie nicht weggebracht hatten, an einem Platz. Er war gut, denn er hatte hinter sich eine senkrechte Felswand, welche den Feinden Schutz gewährte. Die Östreicher aber warben die geflohenen Tiroler, die sich dort aufhielten, an; schenkten ihnen neue Gewehre und tranken ihnen zu, bis sie einschlugen, Soldaten zu werden. Unter diesen war auch der Vater Hiesele. Dann bekamen sie Order, weil sie als Tiroler gut klettern konnten, von weiter her durch den Wald und auf den senkrechten Felsen hinter die Franzosen zu steigen. Bis auf Schussweite sollten sie den Feinden nahe zu kommen suchen und dann ein Zeichen geben. Das taten sie. Da griffen die Östreicher die Feinde unten

an, und die Tiroler feuerten von oben in ihren Rücken; so haben sie die Franzosen fortgebracht. Der Landsturm ist mit dem Andreas Hofer marschiert, die Kugeln der Feinde sind gekommen und haben durch die Bäume am Wege gepfiffen; da, hat der Vaterle allm erzählt, ist ein Bauer (er war aus einem ganz entlegenen Tal) umgedreht und zurückgegangen. 'Was ist? Wo willst du hin?' fragte ihn ein anderer. 'Da geh ich nicht weiter für (vor). Sie schiessen ja, ohne recht zu sehen wohin. Es könnte mir in ein Auge treffen.' Ein andermal in der Schlacht ist eine Kanonenkugel, so gross wie ein Kinderkopf, über die Wiese hergerollt. Ein Bauer hat wie nach einer Kegelkugel mit dem Fusse danach gelangt. In dem Augenblick war sie weiter und hat einem Gefallenen das ganze Bein fortgerissen. 'Tuifele', rief der Bauer, 'wenn ich da zugelangt hätte, wär mein Bein hin, statt jetzt das des andern.'"

Weiteres erzählt der Huis: „Auf dem Berge Isel bei Innsbruck hat der Sandwirt mit seinen Tirolern gestanden und die Bayern unten. Und er hat seinen Leut kleine Schuhnägel zum Laden der Gewehre gegeben. Das hat die andern wohl erzürnt, die nicht von den Schüssen hingewesen sind und doch gepeiniget. Die Feinde schossen mit Kartätschen, das hat grossen Lärm gemacht, als schüttelte man einen Sack Nüsse. Die Bauern haben sich aus Furcht niedergeworfen zur Erde, aber immer erst hinterher, immer erst, wenn die Kugeln schon vorüber waren, so schnell konnten sie nicht sein."

Der Jendel will gehört haben, Tiroler selbst hätten Franzosen bei Zirl, hinter Innsbruck weiter geführt über die Berge und nach Scharnitz über die bayrische Grenze. Und dann: „Den Sandwirt haben seine eigenen Leut gezwungen, noch etwas gegen die Franzosen zu unternehmen, ihm gedroht, ihn sonst zu erschiessen."

Wieder sagt der bedächtige Huis: „Zu wenig Soldaten hat er gehabt; mit dem 'Tschüppele' Leut hat er nichts machen können. Er hat sich in einer Alm versteckt gehalten, und sein eigner Gevatter hat ihn den Feinden verraten. In Mantua haben sie ihn erschossen. Noch ist er nicht kalt gewesen, als die 'Stafette' vom Napoleon kam: Das Leben müssten sie dem Sandwirt lassen." — Drauf der Jendel: „Der Specbacher hatte sich bei einem Bauern, der ihm gehuldigt hat, versteckt; zuletzt war er in Wien, wo sie ihn zum Baron gemacht haben; aber sie haben ihm sonst nichts gegeben, er hat tagewerkern müssen, wie jeder andere Mann." — Huis: „Endlich sind sie alle, Östreicher, Bayern, Preussen, zusammen gegangen, und so haben sie die Franzosen und den Napoleon fortgebracht. Seinen Sohn, hab ich allm gehört, haben sie vergeben (beseitigt). Jetzt sollten die Bayern kommen und sehen, wie sie es fänden!" — Jendel: „Jetzt wären lauter Soldaten da." — Huis: „Jetzt ging kein Bauer mehr mit (mit dem Landsturm)". — Jendel: „Die Bauern sind dumm gewesen 1809. Hierhin und dorthin sind sie mit einem Gewehr gelaufen hinter den Bayern her bis Partenkirchen; sind gefangen worden und erschossen. Das ist grad mit den Soldaten wie mit einem Schwarm Beiden (Bienen); wenn man sie nicht angreift, tun sie einem nichts. Es wär gleich gewesen, ob wir bayrisch oder östreichisch; ein Monarch ist so gut wie der andere." — Huis: „Bayrisch wird Tirol nie!"

Das Wort klang so bestimmt, dass das Gespräch beendigt war.

München. Marie Rehsener.

Zum Märchen vom fliegenden Pfannkuchen (oben 17, 133) gibt's noch eine niederländische Fassung. Freilich kenne ich sie nur aus einem jetzt verschollenen Kinderbuch[1]); der Verdacht literarischer Zustutzung liegt sehr nahe. Eine Übersetzung ist weniger wahrscheinlich, weil keine der erwähnten deutschen Formen stimmt und auch ein hochdeutsch nicht mögliches Wortspiel vorkommt; plattdeutsche gedruckte Märchen gab's ja damals noch nicht.

Vor langer, langer Zeit wohnten einmal eine alte und eine junge Frau zusammen in einem ganz kleinen Häuschen. Einmal fand die alte Frau im Kehricht ein Kwartje[2]). 'Was sollen wir damit machen?' sagte sie zur jungen. „Hab noch niemals Pfannkuchen gegessen," war die Antwort; „holen wir Mehl, Fett und Zucker und backen uns ein recht schmackhaftes Pfannküchlein!"

Gesagt, getan. Nun war aber damals das Fett gar wohlfeil, und sie bekamen davon so viel, dass es wohl für zehn Pfannkuchen ausgereicht hätte. Die Alte setzte sich zum Backen. „I, wie herrlich es duftet!" sagte bald die Junge. 'Ja, das glaube ich schon.' — „Ist's bald fertig?" — 'Beileibe nicht; muss es erst noch umkehren.' — „Umkehren? Wie machst du das?" — 'Schau mal!' und sie wollte den Kuchen hochwerfen und im Umdrehen wieder auffangen; allein das viele Fett floss aus der Pfanne ins Feuer und zischte und sprudelte, dass der Pfannkuchen vor Schrecken zum Kamin hinausflog.

Bald begegnete er sieben Dreschern auf dem Felde. Die riefen ihn zu sich, weil sie ihn essen wollten; er aber sagte: 'Bin schon einem alten und einem jungen Weibe entlaufen; traue mir wohl zu, auch euch zu entlaufen,' und rollte davon. (Dann kommt der Hase, wie im Deutschen; nur sagt der Pfannkuchen): 'Bin schon einem alten und einem jungen Weibe und sieben Dreschern entlaufen; traue mir wohl zu, auch dir zu entlaufen.' (Dann kommt der Fuchs, und als der Pfannkuchen nicht zu ihm kommen will, sagt er): „Hör mal, du siehst so schön und freundlich aus; gib mir einen Kuss zum Abschied! Wir sehen uns vielleicht niemals wieder." — 'Ja, guten Morgen! Bin schon einem alten und einem jungen Weibe und sieben Dreschern und einem Hasen Wackelschwanz (wipstaart) entlaufen; traue mir schon zu, auch dir, Fuchs Dickschwanz (dikstaart), zu entlaufen.' (Dann aber kommt die Sau mit ihren Ferkeln, und der Pfannkuchen sagt): 'Bin schon einem alten und einem jungen Weibe, sieben Dreschern, einem Hasen Wipstaart und einem Fuchs Dikstaart entlaufen; traue mir schon zu, auch dir und deinen Kindern zu entlaufen.' — „Bin taub," grunzte die Sau, „setz dich auf mein Ohr und sprich laut!" Und der Pfannkuchen tat's in seiner Eitelkeit. Kaum aber hatte er gesagt: 'Bin schon ....', da schnappte die Sau nach ihm und biss ein Viertel heraus. Im Todesschrecken flog das übrige fort und in ein Maulwurfsloch. Seitdem wühlen alle Schweine mit der Schnauze in der Erde, um es wiederzufinden.

[Zu 17, 138 sei nachgetragen, dass die schottische Fassung a1 auch bei Jacobs, More english fairy tales 1895 p. 66 nr. 57 steht, und dass die Erzählung b aus Journal of american folk-lore 2, 60 entlehnt ist, wo sich 2, 217. 3, 291. 6, 253 noch andre englische Aufzeichnungen finden. Addy, Household tales nr. 7 'Dathera Dad' (der Pudding rollt im Ranzen des Kesselflickers hin und her, bis er zerbricht und ein Feenkind zum Vorschein kommt); vgl. Lenz, Englische Märchensammlungen 1902 S. 52f. und 75. Kennedy, Fireside stories of Ireland 1870 p. 19 'The wonderful cake'. Harris, Uncle Remus 1902 p. 92 nr. 19 'The fate of mr. Jack Sparrow' (Sperling vom Fuchs verschluckt). — Zu 17, 139: die westfälische Fassung steht zuerst bei Kuhn, Sagen aus Westfalen 2, 235.]

Amsterdam. Willem Zuidema.

1) O wat mooije sprookjes! Een vijftal verteld door eene goede grootmoeder. Sneek, van Druten en Bleeker (wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, um 1860). — Auch 'Strohhalm, Feuerkohle und Bohne' befand sich darin.

2) Silberne Scheidemünze, etwa 42 Pf.

Berichte und Bücheranzeigen.

Neue Forschungen über die äusseren Denkmäler der deutschen Volkskunde: volkstümlichen Hausbau und Gerät, Tracht und Bauernkunst.

(Fortsetzung zu S. 104—113.)

Ehe wir uns nun den wissenschaftlichen Behandlungen der verschiedenen lokalen Wohnbauformen Deutschlands zuwenden, fassen wir zunächst noch ein paar Arbeiten ins Auge, die einen Überblick über das ganze Gebiet geben wollen. Da nenne ich zuerst Otmar v. Leixner, 'Der Holzbau in seiner Entwicklung und in seinen charakteristischen Typen'[1]). Dieses mit zahlreichen und gut gewählten Abbildungen ausgestattete Buch ist aus einem grösseren Vortragszyklus hervorgegangen. Es wendet sich vor allen Dingen an den Praktiker, auf den es in gewissem Sinne erziehlich wirken will, daneben ist es auch für weitere Kreise berechnet. „Als Hauptsache erschien es dem Autor, den Fachmann wie auch den Laien auf alle wesentlichen Typen des Holzbaues aufmerksam zu machen und nach Möglichkeit die wichtigen, die Typen charakterisierenden Beispiele im Bilde vorzuführen". Dabei ist der Ausdruck 'Typus' natürlich im konstruktiven und architekturgeschichtlichen Sinne gemeint, nicht etwa im entwicklungsgeschichtlichen Sinne vom Standpunkte der Hausforschung. Aber auch dem Hausforscher ist die konstruktive und mehr stilgeschichtliche Betrachtungsweise des Verfassers von grossem Wert, da sie ihn mit einer unerlässlichen Hilfswissenschaft für die eigenen Forschungen vertraut macht. Wenn er sich etwas näher mit dem Buche befasst, so wird er bald erkennen, dass die Architekturgeschichte nach den äusseren Formen eine grosse Reihe von 'Typen' unterscheidet, die die Hausforschung nur als besondere Gattungen der von ihr nach anderen Gesichtspunkten aufgestellten 'Typen' anerkennen kann. Man wird sich dadurch nicht beirren lassen, sobald man eingesehen hat, dass der Unterschied lediglich in der verschiedenen Verwendung des Ausdruckes 'Typus' beruht. Leixner berichtet zunächst über den Holzbau im Altertum und macht den Leser dann mit den Konstruktionssystemen des Holzbaues bekannt, indem er zunächst den Blockbau, dann den Ständer- und Bohlenbau und endlich den Fachwerkbau von der technischen Seite behandelt. Ich weise auf dieses Kapitel besonders hin, da der angehende Hausforscher sich dort in bequemer Weise mit den nötigen technischen Vorkenntnissen vertraut machen kann. Ein drittes Kapitel über die Kultbauten aus Holz bespricht besonders den Kirchenbau der nordischen Länder, dann die osteuropäischen Holzkirchen und schliesslich die hölzernen Kultbauten Asiens. Als 'Hauptkapitel' des ganzen Werkes bezeichnet L. selbst dasjenige über den Wohnhausbau. Er beginnt mit dem deutschen Wohnhause und widmet nach einer sehr guten und zutreffenden Charakterisierung der volkstümlichen Kunst erst dem norddeutschen Bauernhause und dann demjenigen Süd- und Mitteldeutschlands eine recht eingehende Besprechung. Nach einem Abschnitt über französische und englische Fachwerke

1) Wien, Lehmann & Wentzel (Paul Krebs) 1907. VIII, 168 S. Mit 155 Abb. im Text und mit 8 Tafeln. 8 Mk.

folgen die Bauernhäuser von Skandinavien, Finnland, Russland, dem Karpathengebiet und Ungarn, dem sich der japanische Wohnbau anschliesst. Aus diesem Abschnitt hebe ich einen Satz heraus, der sich auf S. 138 findet: „Das nordische Wohnhaus nimmt seine Entwicklung nicht wie das süddeutsche Haus aus dem Pfahlbau, sondern aus dem Höhlenbau.“ Es ist zu fragen, ob diese Anschauung teilweise berechtigt ist, jedenfalls aber darf sie meines Erachtens vorläufig noch nicht mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen werden, wie L. es hier tut. — Das letzte Kapitel behandelt den Holzbau im Süden, in Italien, wo vor allem das toskanische Gebiet mit Florenz und Pisa in Betracht kommt, und in Spanien. In beiden Ländern erscheinen in der grossen Architektur die Holzformen nur noch als Teilstücke der sonst in Stein aufgeführten Fronten, zeichnen sich aber immer durch ihre reiche Durchbildung aus. — Als Anhang gibt L. noch eine „Auswahl von wertvollen Holzdetails, die den Bauernhaus-Architekturen entnommen sind“ und unmittelbar praktischen Zwecken als Vorbilder dienen sollen. Den Schluss bildet ein Literaturverzeichnis. Sehr zu bedauern ist, dass das Buch kein Sachregister erhalten hat, zumal da das Inhaltsverzeichnis auch nur sehr knapp ist.

Besonders hervorheben müssen wir, dass Leixner nur die historische Holzarchitektur behandelt, von modernen Arbeiten dagegen absieht. Welchen Standpunkt der Verfasser einnimmt, das zeigt sich schon in der Tatsache, dass das Buch fast keine Grundrisse enthält. Auf die Aussenarchitektur kommt es L. vor allem an. Die Kunstformen stehen im Vordergrunde. Für den Hausforscher ist auch ihre Kenntnis von Wichtigkeit, denn er lernt daran, sofern er stilgeschichtlichen Untersuchungen bislang ferner gestanden hat, wie er aus den Abwandlungen der Architekturformen und des Ornaments Kriterien für die Altersbestimmung der Bauten gewinnen kann. — Leixner beschränkt sich im allgemeinen darauf, nur Tatsächliches zu geben. Er gewährt einen guten Überblick über den wichtigsten Denkmälerbestand, den er in leichtverständlicher und anregender Weise zu geschlossenen Gruppen ordnet. So kann sein Werk als einführendes Handbuch allen Hausforschern empfohlen werden.

Eine ähnliche Stellung zum Bauernhause wie Leixner hat auch Chr. Ranck, ‘Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses’[1]). Auch ihm kommt es vor allem auf die äussere Erscheinung des Bauernhauses an. Das Ziel des Buches, das aus einer Reihe von Vorträgen entstanden ist, die im Auftrage der Hamburger Oberschulbehörde gehalten sind, läuft wesentlich darauf hinaus, das grosse Publikum für die volkstümlichen Kunstformen am Hause zu interessieren. Darin liegen die Hauptvorzüge des Buches, das in seiner angenehm lesbaren Form sicher geeignet ist, der Bauernhausforschung neue Freunde zu werben. Wo Verf. dagegen auf entwicklungsgeschichtliche Dinge eingeht, da sieht man leider deutlich, dass ihm die Einzelstudien der Hausforschung nur wenig vertraut sind. Ich habe in dieser Beziehung manches zu bemerken. In den ersten Kapiteln gibt R., ausser einer Schilderung des skandinavischen Bauernhauses, die Geschichte des deutschen Hauses in den Jahrhunderten vor der Völkerwanderung und dann bis zur Karolingerzeit, sowie die Entwicklung des deutschen Bauernhauses während des Mittelalters. Diese Kapitel treten in der Gesamtschilderung viel zu sicher auf, und die Sicherheit, mit der R. hier durchaus fragliche Dinge wie ganz feststehend behandelt, darf unseren Beifall nicht finden. S. 3 schreibt er zwar, dass man nicht anzunehmen brauche, dass die Indogermanen nur eine gemeinsame Hausform besassen, aber

---

1) Leipzig, B. G. Teubner 1907. VIII, 103 S. Mit 70 Abb. im Text. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 121.)

seine Ausführungen laufen doch so ziemlich auf diesen Gedanken hinaus. So operiert er auch S. 9 mit dem für ihn feststehenden Begriffe des „indogermanischen auf Stützen ruhenden Vorbaues“. Ferner: über das deutsche Haus vor der Völkerwanderung wissen wir nur herzlich wenig. Dringend muss davor gewarnt werden, die wenigen Einzelheiten, die wir wissen, ohne weiteres zu verallgemeinern, als könnte man daraus eine allgemein übliche deutsche Hausform rekonstruieren. Dazu aber ist R. viel zu sehr geneigt, und so erklärt es sich, wenn er S. 41 meint, dass die Schilderung des frühen primitiven Hauses bis auf die Karolingerzeit eine mit einiger Sicherheit zurecht gelegte klare, wenn auch nur umrissartige Vorstellung gebe. — Das wesentlich Unterscheidende des niederdeutschen gegen den oberdeutschen Typus sieht R. auf S. 45f. in dem Einheitshaus-Charakter. Den Unterschied zwischen Ein- und Zweifeuerhaus erwähnt er nicht. Was er über die Entstehung der beiden Typen sagt, muss grossenteils bestritten werden, teilweise widerspricht er sich selber. S. 18ff. lässt er im Anschluss an Meringer die Stube erst infolge der Einwirkung römischer Kultur entstehen. Dass dieser Meinung auch widersprochen wird — nicht nur von mir — erwähnt er nicht. S. 20f. schliesst er sich der Anschauung an, die Stube und Ofen aus der Badestube entstehen lässt, während er S. 41 und 48 behauptet, dass die Stube sich aus dem ungeheizten, selbständig entstandenen Schlafraum entwickelt habe. Erst S. 66 gibt er die, meines Erachtens, richtige, klare Äusserung: „Die Stube verdankt ihre Entstehung dem Ofen“. Wenn er aber dann fortfährt: „Anfangs war der Ofen ein plumper, runder Geselle, aus dicken Steinen und Lehm errichtet“, so bemerkt er nicht, dass er bei dieser, meines Erachtens, richtigen Ansicht mit der auf S. 18 befolgten Ansicht Meringers, der vom Kachelofen ausgeht, in Zwiespalt gerät, und sicher falsch ist der Schlusssatz: „Erst im späten Mittelalter wurde er durch glasierte Kacheln verschönt“. Die Kachel ist schon im frühen Mittelalter bezeugt, nur die Glasur an ihr ist meines Wissens erst im späten Mittelalter belegt. — Über die Entstehung des niederdeutschen Hauses äussert R. auf S. 77, die auch von Meringer und Pessler ausgesprochene Vermutung, dass ursprünglich nur der Mittelraum vorhanden gewesen sei und später erst die niedrigen Seitenschiffe dazu gekommen wären, um das Vieh mit in das Haus hereinnehmen zu können. Ich glaube demgegenüber betonen zu müssen, dass es seinem ganzen Wesen nach von vornherein ein Vieh- und Vorratshaus ist, und ich bin darin mit Linde einer Meinung. Im ganzen legt R. an das niederdeutsche Haus meines Erachtens viel zu sehr den Massstab, der dem Städter aus den oberdeutschen Hausformen vertraut ist. Infolgedessen treten die starken Unterschiede nicht deutlich genug hervor.

Im einzelnen bemerke ich noch folgendes: S. 8 hält den Blockbau für älter als die Fachwerktechnik, was ich vorläufig bestreite, dagegen ist S. 44 richtig auf die Abhängigkeit beider vom vorhandenen Baumaterial, Nadel- oder Laubholz, hingewiesen. Dass der Feuerbock meist beiderseits in Tierköpfe auslaufe (S. 10), ist nicht zutreffend. S. 17 findet sich in der Äusserung von „den ersten spärlichen, dem Walde abgerungenen Ackerfluren nach der Besiedelung des Landes“ die übliche Überschätzung des frühgeschichtlichen Waldbestandes in Deutschland. — Dass die Leiter, die Vorgängerin der Treppe, ausserhalb des Hauses gelegen habe (S. 20), ist eine unzulässige Verallgemeinerung der schweizerischen Verhältnisse. Gut ist, dass R. auf S. 20 und 41 auf die Wichtigkeit des Rauchfanges hinweist, sowie auch, dass er S. 26f. den Plan von St. Gallen für römisch oder wenigstens in Anlehnung an römische Verhältnisse entstanden erklärt. Wenn er dagegen S. 42 sagt: „Die Wurzeln aller unserer Bauernhausformen stecken ohne Zweifel

in den Stammesunterschieden der germanischen Stämme", so muss diese Meinung stark eingeschränkt werden. Sehr unglücklich finde ich den Namen 'Einbau', mit dem R. die oberdeutschen Einheitshausformen bezeichnet (S. 50). Zu der auf S. 69 abgebildeten Tiroler Bauernstube des germanischen Museums bemerke ich, um für die Zukunft Irrtümer zu vermeiden, dass ich selbst seinerzeit die seitdem mehrfach zitierte Jahreszahl 17—06 zusammen mit dem üblichen C + M + B mit Kreide über die Türe geschrieben habe. Seitdem später das Rokokobett hineingestellt ist, müsste die Zahl um ein halbes Jahrhundert jünger gewählt werden. Eine Anzahl weiterer Einzelbemerkungen hat Meringer[1]) gemacht. Die meisten davon brauche ich hier nicht zu wiederholen. Bei einigen wird ein Vergleich mit dem Vorstehenden ergeben, dass ich dabei auch wieder mit Meringer nicht völlig übereinstimme, der beste Beweis dafür, wie auf dem Gebiete der Hausforschung noch mit mancher offenen Frage gerechnet werden muss.

Zu Meringer, dessen Arbeiten und tausendfältige Anregungen für die Hausforschung ich auf das allerhöchste bewerte, in ein paar Einzelfragen Stellung zu nehmen, gibt wir willkommenen Anlass sein Buch: 'Das deutsche Haus und sein Hausrat'[2]). Dieses in den meisten Beziehungen vortreffliche und auf reicher Kenntnis sich aufbauende Werk ist entstanden aus einer Reihe von Vorträgen, die M. im September 1905 in Salzburg gehalten hat. Er veröffentlicht dieselben in der Überzeugung, „dass endlich einmal wieder einer den Mut haben müsse, eine Zusammenstellung, die vielen zugänglich ist, zu machen", und so möchte er die Arbeit als Diskussionsbasis für die fernere Erforschung des deutschen Hauses angesehen wissen. Dieser Anspruch muss nun allerdings wohl auf das oberdeutsche Haus eingeschränkt werden; denn seine Behandlung, zu der M. nach seinen vielen trefflichen Vorarbeiten vor allem berufen war, bildet den eigentlichen Kern des ganzen Werkes. Die Besprechung der übrigen europäischen Bauernhaustypen füllt im ganzen nur den fünften Teil des Buches. Davon entfallen auf das niederdeutsche Haus nur etwas mehr als drei Seiten, und zu diesem kurzen Abschnitt möchte ich zuerst ein paar Bemerkungen machen. M. hat früher selbst vom 'niederdeutschen Haustypus' gesprochen, meines Erachtens mit Recht. Weshalb er jetzt mit einem Male nur vom 'niedersächsischen Hause' redet, ist mir unbegreiflich. Man kann doch unmöglich das Friesenhaus, das mit zum niederdeutschen Typus gehört, als 'niedersächsisch' bezeichnen! Ferner sagt M. auf S. 12: „Wichtig für die Entstehung des keineswegs einfachen niedersächsischen Hauses ist die aus der Konstruktion sich ergebende Tatsache, dass der Hauptteil das mittlere Schiff ist, das den Herd beherbergt, während die Seitenschiffe sich als Zutaten späterer Entwicklung darstellen, die erst allmählich mit dem Hauptschiffe in feste Verbindung gebracht worden sein dürften." Ich muss dem widersprechen. Für mich ist das niederdeutsche Haus aus dem alten Stallhause erwachsen, dessen einfachste Formen man in den primitiven Schafställen der Lüneburger Heide noch heute sehen kann. Von Haus aus handelt es sich dabei lediglich um ein grosses Dach, das beiderseits mit der Traufe auf dem Erdboden aufliegt und innen durch zwei Reihen von Trägern gestützt und zusammengehalten wird. Auf diese Weise ergeben sich der mittlere Hauptraum — den irreführenden Namen 'Schiff' möchte ich vermeiden — wie auch die Seitenräume von selbst, und demnach müsste man das niederdeutsche Haus im Gegensatz zu M. doch wohl

---

1) Deutsche Literaturzeitung 1907, 1266–1268.

2) Leipzig. B. G. Teubner 1906. VIII, 111 S. Mit 106 Abb. im Text. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 116.)

als ‘einfach’ bezeichnen. Auch dass dem Hausrat des niederdeutschen Hauses „meistens der Feuerbock fehlt“ (S. 12), müsste wohl erst noch durch nähere Umfrage festzustellen sein. Tatsächlich kommt er vielfach vor. Es fragt sich nur, ob er an den Fundstellen erst eine spätere Errungenschaft ist, oder ob er an den Fehlstellen erst nachträglich verschwunden bzw. hier vielleicht überhaupt nie im Gebrauch gewesen ist.

Für die Geschichte des oberdeutschen Hauses läuft Meringers Meinung darauf hinaus: der Kachelofen und damit das oberdeutsche Haus verdanken ihren Ursprung dem römischen Einfluss. Das ist zugleich die Hauptthese des ganzen Buches. Allein trotz allem, was M. dafür vorbringt, kann ich mich dieser Anschauung immer noch nicht anschliessen. Schon den bislang doch noch nicht sicher erwiesenen Zusammenhang der Konvexkachel mit den römischen Wölbtöpfen betont M. zu stark. Letztere einfach als ‘Kachel’ im modernen Sinne zu bezeichnen, wie M. es tut, sind wir bislang nicht berechtigt. Indem M. dann die Herkunft des Kachelofens „in die Berührungssphäre von Römern und Germanen“ setzt (S. 61), lässt er den weitverbreiteten Konkavkachelofen ganz ausser Betracht, und auch wenn er S. 102 einmal sagt: „Leider sind die Grenzen der Ausbreitungsgebiete der konvexen und der konkaven Kachel noch nicht festgelegt, so unterlässt er es, hinzuzufügen, dass dasjenige der konkaven Kachel weitaus das grössere ist. M. betont immer, dass die Kachelwölbung der Öfen eine alte römische Wölbetechnik fortsetze. Das wäre möglich. Aber M. lässt daraus dann schliessen, dass demgemäss auch der Kachelofen als Gerät ein römisches Erbe sei. Das ist durchaus nicht nötig. Die Deutschen haben noch mehr Techniken von den Römern geerbt, und darum ist doch nicht alles, was in jenen Techniken dann ausgeführt ist, als römisches Erbgut anzusprechen. Zur Beurteilung des Ursprunges eines Gerätes usw. genügt die Frage nach der Technik noch nicht allein. Ausserdem hat auch M. noch nicht nachweisen können, dass die Römer jemals einen Kachelofen als Stubenofen benutzt hätten, und darauf kommt doch alles an. Wenn M. bei der Besprechung des von Schlitz ausgegrabenen Restes eines „römischen Bauernhofes“ erklärt: „In dem zweizelligen, aus Küche und Hypokaustumstube bestehenden Wohnhause erkennen wir ohne Schwierigkeit die letzte Vorstufe vor dem echten oberdeutschen Küchen-Ofenstubenhaus“, so muss ich demgegenüber einfach erklären, dass ich das aus dem in Fig. 96 mitgeteilten Grundriss nicht erkennen kann. Bei allen diesen Untersuchungen aber geht M. — und das ist schliesslich der springende Punkt — von der auf S. 28 präzisierten Meinung aus: „der Kachelofen ist der eigentliche typische oberdeutsche Ofen“. Ich glaube, das ist nicht richtig. Ich bin geneigt, ihn erst für eine spätere Form zu halten, und glaube, dass ihm der Ofen aus Stein und Lehm voraufgegangen ist. Trifft das zu, so würde der Kachelofen, mag er nun von römischer Technik beeinflusst sein oder nicht, an Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte des oberdeutschen Hauses beträchtlich verlieren.

Mit dem Namen ‘Stube’ sucht M. sich folgendermassen abzufinden. Er meint (S. 62), ursprünglich habe *extūfa das Hypokaustum bezeichnet und sei von da aus zur Bezeichnung des geheizten Raumes geworden. Da nun aber die Nachkommen des Wortes *extūfa bei den Italienern, Magyaren und Slawen auch ‘Ofen’ bedeuten, so sagt M.: „als das Hypokaustum durch den Ofen verdrängt wurde, erhielt dieser den Namen der älteren Einrichtung.“ Diese Erklärung könnte nur richtig sein, wenn der Ofen und zwar nicht nur der Kachelofen — was ich bestreite — eine rein römische Erfindung ist, denn bei den Germanen hat es keine Hypokausten im volkstümlichen Hause gegeben, sondern nur in den

römischen Häusern. Eine 'Verdrängung des Hypokaustums' hätte also auch nur in Römerbauten erfolgen können. — Aber damit ist die Stubenfrage nun noch nicht erledigt. Bei dem Namen 'Rauchstube' führt M. die Bezeichnung 'Stube', im Gegensatz zu jener vorigen Erklärung, auf den Backofen zurück und erblickt in ihr eine Übertragung vom Namen der Badstube auf denjenigen des Backofenraumes. Das „Stube“ in Badstube aber leitet er nicht von *extūfa ab, sondern von 'stieben' (S. 64). M. kommt also zu dem komplizierten Ergebnis, dass er den Namen 'Stube' auf zwei verschiedene Ursprünge (*extūfa und stieben) zurückführt und den zugehörigen sachlichen Keim auf drei [1. Ofen als angeblicher Nachfolger des Hypokaustums; 2. Backofen; 3. Heizvorrichtung der slawischen Badstube mit glühenden Steinen]. Ob damit wirklich das letzte Wort über die Entstehungsgeschichte der Stube gesprochen ist, scheint mir zweifelhaft. Aber auch so liegt ein unbestreitbares Verdienst darin, dass M. einmal alle die verschiedenen Rücksichten, die in Betracht kommen, zusammengestellt und so eine 'Diskussionsbasis' geschaffen hat. Die Lücken der bisherigen Forschung werden damit zugleich klar. Sie betreffen vor allem den Konkavkachelofen, den Steinofen und den Backofen. — S. 58 scheint M. anzunehmen, dass das oberdeutsche Haus ursprünglich 'aus einer Bodenvertiefung herausgebaut' sei, sagen wir also, dass es ein Nachfolger der sogenannten Wohngruben gewesen sei. Unmöglich wäre das nicht, aber ein Nachweis dafür ist bislang nicht erbracht. — S. 60 sagt er, auch die oberdeutsche Stube habe einstmals auf der Entwicklungsstufe ohne 'Kulturhorizont' gestanden, den noch jetzt die bosnische Stube mit ihrem Mangel an Möbeln, die sich über den Boden erheben, repräsentiert. Ich würde die Verallgemeinerung nicht wagen. Z. B. muss, gerade wenn man an jene Wohngruben anknüpfen will, darauf hingewiesen werden, dass schon die von Schlitz ausgegrabenen neolithischen Wohngruben zwar keine nachweislichen Möbeln, aber doch einen Kulturhorizont besassen, da man zum Sitzen und Liegen Erdbänke in den Bodeneinschnitten stehen liess. Andererseits falls das oberdeutsche Haus von Anfang an nicht eingegraben war, so muss auch dann an vielen Stellen die etwa vorhandene Bodenfeuchtigkeit die Entstehung von Möbeln oder eines Kulturhorizonts sogleich veranlasst haben. Das sind alles noch offene Fragen. Neben der Beziehung zu der Bodenbeschaffenheit müssen dabei auch diejenigen zu Klima, Stammesverhältnissen und Sprachgrenzen ins Auge gefasst werden. M. hat alle diese Einflüsse auf S. 2f. wohl etwas zu stark von der negativen Seite angefasst. Wie weit er die unleugbaren Einwirkungen aller jener Momente zugibt, wie weit er ausserdem etwa noch nach anderen Einflüssen sucht, wird nicht recht klar. Andererseits muss in allen diesen Fragen auch wieder vor zu schnellem Verallgemeinern gewarnt werden. So finde ich, dass M. in dem Abschnitt über den Inhalt der Räume des oberdeutschen Hauses, in dem er übrigens vortreffliche Zusammenstellungen über die Geschichte vieler oberdeutscher Geräte gibt, mehrfach die Erscheinungen, die ihm aus seiner Erforschung des volkstümlichen Hauses der Ostalpen bekannt sind, zu sehr verallgemeinert (S. 28ff.). Wenn er z. B. sagt: „Stühle, mit Ausnahme niedriger, dreibeiniger Schemel, kennt das Bauernhaus auch heute noch zumeist nicht“ (S. 30), so ist das in dieser Fassung sicher nicht richtig.

Auf S. 77ff. bespricht M. den Plan von St. Gallen. Er nennt ihn die „wichtigste Quelle für die Hauskunde der karolingischen Zeit“, und das ist er auch unzweifelhaft. Nur fragt es sich, wie weit er es für die deutsche Hauskunde ist. Wahrscheinlich ist er in Italien entstanden. Wohl infolgedessen setzt M. die grossen darauf angegebenen Bauten ausser Betracht. Wenn er im Gegensatz

dazu dann aber die kleineren Bauten für die deutsche Hausforschung heranziehen möchte, weil er in ihnen 'das Mitwirken von lokalen volkstümlichen Traditionen' erkennt, so kann ich solche verschiedene Behandlung der Teile ein und desselben Planes nicht für gerechtfertigt halten. Man müsste in diesem Falle annehmen, dass der Plan von einem Deutschen entworfen sei, der deutsche Bauformen in den romanischen Klostertypus hineingesetzt hätte. Unmöglich ist das nicht, indessen müsste das erst nachgewiesen werden, und eben an der Möglichkeit dieses Beweises zweifle ich, denn die von M. gesehenen Einflüsse oberdeutscher Art kann ich mit dem besten Willen nicht erkennen, wenigstens nicht hinsichtlich der Bauformen, auf die es uns hier doch allein ankommt.

Im allgemeinen behandelt M. 'vorwiegend oder ausschliesslich die Menschenbehausung' (S. 7). Dadurch ist eine gewisse Lücke veranlasst. Sie betrifft die Fragen der Siedelung, die Hofanlage, die Gruppierung des Wohnhauses zu den Nebengebäuden, Rücksichten, die unzweifelhaft von der Hausforschung in Betracht gezogen werden müssen. Es wäre gut gewesen, wenn M. betont hätte, dass er diese Lücke nur deshalb offen lässt, weil sie bei dem jetzigen Stande der Forschung teilweise noch nicht genügend geschlossen werden kann (vgl. Brenners Fragebogen). Etwas mehr als es geschehen ist, hätte M. aber wohl darauf eingehen können. — Schliesslich bemerke ich, dass ich in dem Kap. VII, in dem die lateinischen Lehnwörter beim deutschen Hausbau zusammengestellt sind (S. 87ff.), den 'Riegel' vermisse.

Allen diesen Einzelbemerkungen gegenüber muss ich nun um so lauter meine freudige Anerkennung für die Gesamtleistung aussprechen, die M. uns in dem Büchlein dargeboten hat. Seine vorbildliche Art, die Forschung von Wörtern und Sachen zu verbinden, bewährt sich auch hier wie in allen seinen ähnlichen Arbeiten auf das Beste, und wie sehr die Methode seiner Arbeitsweise auch von seiten der Sprachforscher Anerkennung findet, das zeigt u. a. die Anzeige, die O. Schrader von dem vorliegenden Buche geliefert hat[1]). Ausserdem hat sich M. auch dadurch ein bleibendes Verdienst erworben, dass er hier das Tatsächliche, das man sich sonst in vielen verstreuten Aufsätzen zusammensuchen musste, übersichtlich zusammengestellt hat. Wenn von den behandelten entwicklungsgeschichtlichen Fragen auch weiterhin noch manches zur Diskussion gestellt bleiben muss, so freuen wir uns der Gewissheit, dass M. auch ferner einer der Hauptträger dieser Forschung sein wird. Gerade da ich dieses schreibe, kommt der Aufruf in meine Hände, in dem M. zusammen mit Hugo Schuchardt zum 'Ersten Kongress für sachliche Volkskunde' einladet, der im September 1909 bei der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz zusammentreten und den Zweck verfolgen soll, „das, was die Archäologie für die klassische Philologie bedeutet, in entsprechender Weise auch für die anderen philologischen Disziplinen zu schaffen". Ich kann nur wünschen, dass dieser Plan überall die lebhafteste Zustimmung finden möge, damit endlich in unserem altertums- und volkskundlichen Betriebe eine Lücke geschlossen werde, auf deren Vorhandensein ich schon so häufig hinzuweisen versucht habe. Meringer und sein Grazer Freundeskreis werden auf dem Wege dahin die berufenen Führer sein. —

Kurz erwähne ich endlich: B. Heil, 'Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter'[2]), ein angenehm geschriebenes und im ganzen auch recht übersichtlich

---

1) Deutsche Lit.-Zeitung 1907, 941—943.

2) Leipzig. B. G. Teubner 1906. 164 S. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und einer Doppeltafel. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 43.)

angeordnetes Buch, das nunmehr in zweiter Auflage vorliegt. H. schildert in drei Kapiteln 'die Anfänge des Bürgertums in Süd- und Westdeutschland', dann 'die Gründung der ostdeutschen Kolonialstädte und ihre Entwicklung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts', endlich 'die wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung der grösseren deutschen Städte während des 14. und 15. Jahrhunderts'. Daran knüpft er ein Schlusskapitel über 'äussere Erscheinung und inneres Leben der deutschen Städte am Ende des Mittelalters'. Ich hebe ein paar Einzelheiten, die ich mir angemerkt habe, heraus. Mit Unrecht verallgemeinert H. auf S. 118 die Zierkamine von der Grenze des romanischen Hauses (Strassburg, Trier), ferner die süddeutschen Fassadenmalereien (S. 119f.) und die Erscheinung der „Lauben" (S. 136). Für das 11. bis 13. Jahrhundert stellt er noch den Heizofen in Abrede (S. 34). Nur gibt er zu, dass „man schon damals anfing, eine backofenartige Heizanlage, aus der sich dann später der Kachelofen entwickelte, auch zur Erwärmung von Wohnräumen zu verwenden". Auf S. 122 heisst es dann: „Seit dem 14. Jahrhundert kamen in Süddeutschland die mächtigen von aussen her geheizten Kachelöfen auf, in Norddeutschland mehr die Kamine". Füge ich noch hinzu, dass H. auf S. 123 nur die Konkavkachel kennt, so sieht man aus alledem, dass seine Angaben über die deutschen Heizanlagen bei einer Neuauflage des Buches stark der Verbesserung bedürfen. — S. 35 behauptet H., das hohe Mittelalter habe statt Betten nur die Bänke benutzt. Diese altgermanische Art war aber schon in Karolingerzeit überwunden (vgl. Heyne, Hausaltert. 1, 111ff.). Dass im ausgehenden Mittelalter der Tisch 'in der Mitte des Wohnzimmers' gestanden habe (S. 123), ist wohl sicher unrichtig. Wie in der Bauernstube noch heute hat er jedenfalls in der Ecke an der Fensterwand seinen Platz gehabt. — Für die innere Einrichtung des mittelalterlichen Wohnbaues wird, wenigstens was das Erdgeschoss angeht, meines Erachtens mit Unrecht als typisches Beispiel das steinerne Kaufmannshaus des 14. und 15. Jahrhunderts gewählt (S. 120f.), während hier doch gerade der ganz bestimmte Gebrauchszweck eine eigenartige Form (grosser Lagerraum mit kleinem Kontor daneben) hat entstehen lassen. Für die Geschichte des volkstümlichen Steinbaues von Wichtigkeit ist die auf S. 71 erwähnte, schon vom Jahre 1276 stammende Ratsverordnung von Lübeck: „man solle die Gebäude fester aufführen, mit Brandmauern und feuersicherer Bedachung", eine Ordnung, in deren Folge daselbst nach H.'s Angabe die Backsteinhäuser viel zahlreicher als früher wurden. — Im übrigen bemerke ich noch, dass auf S. 161 das Vorkommen des Selbstmordes im Mittelalter mit Unrecht bestritten wird. Auf den weiteren Inhalt näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Für die Kenntnis der äusseren Entwicklung und der inneren Zustände der deutschen Städte im Mittelalter wird das Buch auch weiterhin zur ersten Einführung seine guten Dienste leisten.

Frankfurt a. M. Otto Lauffer.

(Fortsetzung folgt.)

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde.

I. Polnisch und Böhmisch.

Wir beginnen unsere Jahresübersicht mit Publikationen der Krakauer Akademie, die gerade diesmal reiches volkskundliches Material enthalten. Hierher gehören die Bände der Sammlung 'Materjały antropologiczno-archeologiczne i etnograficzne', herausgegeben von der anthropologischen Kommission, Band 8 (Krakau 1907. 107 und 212 S.) und 9 (1907. 143 und 239 S. mit vielen kolorierten Tafeln).

Wir übergehen den ersten, anthropologischen und archäologischen Teil, in dem besonders die eingehende Studie von Dr. J. Talko-Hryncewicz über die anthropologischen Merkmale der litauischen Tataren (seit dem 15. Jahrhundert als Überläufer und Kriegsgefangene dort ansässig) und desselben Schädelmessungen aus Gräbern von zwei Wilnoer Kirchen (aus dem 16. und 17. Jahrhundert) hervorragen. Aus dem ethnographischen seien zuerst oberschlesische Aufzeichnungen, Lieder und Märchen, aus der Oppelner Gegend, genannt (S. 140—212). Sie stammen noch aus dem Nachlass des bekannten Ethnographen Oskar Kolberg, des Herausgebers der vierzig Bände 'Lud' (Das polnische Volk); besonders fällt auf der 'Matyja' (S. 193). Es gab nämlich Prof. Tad. Wierzbowski in seiner 'Bibliothek' (s. u.) 1897 ein komisches Gedicht von etwa 1620 (nach einem Unikum s. l. et a.), heraus 'Zwrocenie Matjasza z Podola' (Rückkehr des Mathias aus Podolien), das die missglückte Heeresfahrt dieses evangelischen Predigersohnes schilderte: er verliert Waffen und Pferd, büsst ein Auge ein, erntet reichliche Schläge und kehrt zu den lieben Eltern zurück, die ihn gleich in der Nachbarschaft verheiraten. Dieses bis 1897 völlig verschollene Gedicht nun, ohne die konfessionelle Spitze (Mathias ist hier Bauernsohn) und mit geänderten Ortsnamen wiederholt der oberschlesische Erzähler nach 250 Jahren so genau, dass seine Prosa noch deutlich die Reime des Originals erkennen lässt. Ich führe dies darum an, weil eine derartige Aufnahme eines literarischen Produktes in die Volksüberlieferung charakteristisch ist. Den Hauptteil des Bandes (8, 1—139) nehmen 'Beiträge zur Ethnographie Grosspolens' ein, Aufzeichnungen des Lebens (mit Illustrationen von Gerät, Kleidung usw.) und der Lieder (Hochzeitslieder mit Melodien), hauptsächlich aus dem Pfarrdorfe Siemianice (Kempen, mit schlesisch-polnischer gemischter Bevölkerung); frisch vorgetragen, ohne Anspruch auf Erschöpfung des Stoffes. Ungleich umfassender, genauer, verlässlicher ist die Monographie von Josef Kantor (9, 17—229) über Czarny Dunajec (ein Städtchen in den Vorbergen Westgaliziens, am Fusse der Tatra), die geradezu musterhaft genannt werden kann; nicht umsonst ist ja der Verf. am Orte selbst aufgewachsen; er schildert alle Verhältnisse, Leben, Erwerb usw. aufs genaueste, zuletzt auch die Sprache; Märchen, Lieder u. a. hatte er bereits im 3. Bande der Materjały unter fremdem Namen gebracht. Einen besonderen Schmuck des Bandes bilden 64 Tafeln, auf denen Michał Brensztejn die Kreuze und Kapellen Samogitiens, als Beitrag zur architektonischen Eigenart der Litauer, dargestellt hat; sie sind für das Land ganz charakteristisch, mit ihrer reichen Formenentwicklung; und da sie sich nicht mehr beim nächsten Nachbarn, dem slawischen Bauern, finden, können sie für das Ziehen ethnischer Grenzlinien verwertet werden.

Auf die 'Biblioteka zapomnianych poetow i prozaikow polskich XVI—XVIII w.' (Vergessene Dichter und Prosaiker jener Jahrhunderte) des Professors Teodor Wierzbowski (Warschau 1886—1907, bisher 24 Nummern, gr. 8°), mache ich besonders aufmerksam, da neben der oben erwähnten Nr. 9 auch die Nr. 15, 17, 18, 19 wertvolles Material für die Volkskunde enthalten, Lieder literarischer Herkunft, die zu Volksliedern wurden (namentlich in der 'Bauernkirmes', einer Broschüre von etwa 1612, nr. 17), oder Dramatisierungen volkstümlicher Stoffe (nr. 18: Ribaldenkomödie von 1615, vortrefflich in ihrer Art). Die neueste Nr. 24 (1907. 96 S.) enthält eine Sammlung politischer Verse, Satiren, Pasquille, Prophezeiungen aus dem 16. Jahrhundert, 53 Nummern, meist lateinisch. Nr. 48 ist 'Ein schones ledt von den Polen und Finnen und ihren ritterlichen Thaten gantz trostlich zu singen oder zu lesen vor deme, ders nicht vorstehet ihm Thone, wie man den Smalander dantz singet. Anno 1598' (aus einer Warschauer Handschrift):

Frisch auff und gebett mit Schalle
Datt Lob der Swedischen Kron,
Die stedes dass beste vor alle
Bei Gotteswort hat getan,
Mit Ernste gross der Polen Macht
Garsehr itzunt geschwechet hatt
Juch hosha haba dey.

Die vierzigste Strophe ist unvollständig:

Hiermit will ich's beslissen
Diss kleines Ledelein,
Obs jemant werde vordrissen.

Das Ganze ist ein grimmiges Spottgedicht auf die Polen, Litauer, Ungarn, Finnen, die 1598 gegen die Schweden den kürzeren zogen; mit derben Einzelheiten, eingestreuten polnischen und ungarischen Flüchen und Wörtern von einem, der Land und Leute selbst kannte. Einzelne Nummern sind in diese Sammlung von Polonica mit Unrecht hereingeraten, da sie nicht politischen Inhaltes noch polnischen Ursprunges sind, so gleich Nr. 1, Huttens bekanntes Gedicht vom Nemo (Ille ego sum Nemo etc.); 17 Epitaphium Pauli Scalichii (des Königsbergers!); 49 Stratagema in mortem cardinalis Batthorei u. a.; das meiste betrifft konfessionelle Kämpfe, zumal um 1559; das gelungenste die Nova quaedam ex comitiis Varsoviensibus 1557, wo die Identität von katholischem und türkischem Glauben erwiesen wird; besonders scharf sind die Ausfälle gegen die päpstlichen Legaten.

In der von der Krakauer Akademie herausgegebenen Bibliothek polnischer Schriftsteller erschien als Nr. 54 'Rozmyślanie o żywocie Pana Jezusa', von mir herausgegeben (1907. 484 S.). Diese Meditation vom Leben Christi, ohne Anfang (wo nur weniges fehlt) und Ende (nur bis 'Ecce homo' reichend), ist eine der umfassendsten Sammlungen apokrypher Legenden von der Geburt Mariens an; sie verarbeitet wörtlich die Vita metrica Virginis Mariae (et Christi), den Liber de infantia Salvatoris und einige mir unbekannt gebliebene Quellen, mit Einschaltung von Erklärungen der Väter, der Historia ecclesiastica usw.; diese originale Arbeit, die sich an ältere (polnische) anlehnt, ist erhalten in zwei Papierhandschriften (ausserdem ein Pergamentblatt, aus einer dritten) aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. Da sie weniger wegen der Sprache als wegen des Stoffes interessiert, ist der Text in moderner Transkription abgedruckt. — Reichsten volkskundlichen Stoff enthält der gleichfalls von mir für die Gesellschaft zur Förderung polnischer Wissenschaft herausgegebene 'Facetiengarten' von Wacław z Potoka Potocki (Ogrod Fraszek. Lemberg 1907. 2 Bände. XXXII, 586. XXV, 549 S.). Dies poetische Werk des bedeutendsten und zugleich nationalstsn Schriftstellers des 17. Jahrhunderts (1622—1697), eines Exarianers, bisher wie viele andere seiner Werke nur handschriftlich erhalten, bietet nicht nur Schwänke, sondern alles mögliche durcheinander: Religiöses (Polemisches und Erbauliches), Politisches, Didaktisches, Autobiographisches, Einfälle und Schnurren, Anekdoten, alte und neue; Eindrücke eines reichen Lebens und einer ausgedehnten Lektüre. Vieles ist Original, schon weil es auf den Wortwitz, den Calembourg, zugespitzt ist; aber auch bei fremden Stoffen und Schwänken ist die Originalität der Züge, der Einzelheiten gesichert; so ist z. B. die Erzählung vom Vater und den undankbaren Kindern (Schatz in der Truhe) täuschend ähnlich einer echtpolnischen Adelsgeschichte durchgeführt. Nur ausnahmsweise sind im Kommentar die Parallelen genannt, etwa was aus den (gedruckten) polnischen Facetien oder aus den Schwänken des Rej (1562) entlehnt ist, weil bei dem späten Datum und der Willkür des Bearbeiters die unmittelbare

Quelle oder Vorlage kaum zu erraten ist; vieles beruht sicher auf mündlicher Überlieferung, hat Potocki von Freunden und Nachbarn erfahren. Die fast 2000 Gedichte sind zugleich eine unerschöpfliche Quelle für die Kulturgeschichte von Zeit und Land; aus diesem Mosaik lässt sich ein Sittengemälde entwerfen, in dem kein bezeichnender Zug des Lebens in Familie, Schule, Kirche, Lager, vor Gericht, auf der Jagd, in den grossen und kleinen Landtagen, zu Gaste, in der Stadt und auf dem Lande fehlen würde; eine Sprache von wunderbarer Präzision und Fülle des malerischen und plastischen Ausdruckes gewährt auch Unbedeutenderem besonderen Reiz.

Von philologischen Publikationen müssen diejenigen genannt werden, die volkskundliches Material enthalten. So die von der linguistischen Kommission der Krakauer Akademie herausgegebenen 'Materyały i prace' etc., bisher drei Bände (Krakau 1904—1907. 569, 478 und 487 S.). Einzelnes haben wir schon früher mitgeteilt; das meiste und wertvollste bieten die dialektischen Studien, in denen mit ganz anderer Sorgfalt und Verlässlichkeit als in sonstigen Publikationen die phonetische Niederschrift behandelt wird. Kazimierz Nitsch hat in Fortsetzung der oben 16, 202 erwähnten Studien auf den ersten Teil, über die Dialekte auf dem linken Weichselufer mit Einschluss des Kaschubischen, Teil II (Bd. 3, S. 305—395), über die Dialekte rechts der Weichsel, und Teil III (S. 397—487) über die Dialekte Ostpreussens folgen lassen, mit besonderer Berücksichtigung des Lautmaterials und mit Karten, welche die Dialektgrenzen genau bezeichnen. Man bekommt zum ersten Male genauen Einblick in die Verhältnisse: Die ostpreussischen Dialekte bieten weniger Abweichungen als die westpreussischen; in Ostpreussen scheidet dann der ermländische besonders aus, die Dialektgrenzen deckten sich bis unlängst völlig mit den administrativen (des ehemaligen bischöflichen Sprengels), also auch mit den konfessionellen (die Ermländer sind katholisch, die Masuren protestantisch); im Ermländischen wie im Masurischen unterscheiden sich erheblicher die westlichen von den östlichen Gegenden. Dialektproben, Wörterverzeichnisse vervollständigen die grammatische Analyse. Sonst bietet der dritte Band nur kleinere Beiträge meist dialektologischer und allgemein phonetischer Art. Im zweiten entfällt der Hauptteil (1—282) auf weissrussische Texte, Märchen und Fabeln, aus dem Bezirk Nowogrodek, gesammelt (und sprachlich erläutert) von Edward Klich. Ausserdem gewinnen die Aufzeichnungen über den Dialekt von Bronowice (vor den Toren Krakaus) besonderen Wert, weil der Künstler, der sie niederschrieb, Einzelheiten (Geräte u. dgl.) einzeichnete und volkskundliches Material (Glauben u. dgl.) ausführlicher mitteilte. Die drei Bände enthalten auch mittelalterliche Texte, doch sind diese kleineren Umfanges, oft nur Glossen; das Interessanteste ist der Traktat über polnische Orthographie eines Krakauer Universitätsprofessors von 1445; denn im Gegensatze zu anderen studia generalia interessierte sich die Jagellonische alma mater schon im 15. Jahrhundert lebhafter für die Pflege der nationalen Sprache, korrigierte z. B. ex officio einen lateinisch-polnischen Mammotrectus (biblisches Wörterbuch) u. dgl. m.

Von den Warschauer Prace Filologiczne nennen wir Band 6 (1907, 1. Heft, 421 S.). Er enthält u. a. einen Aufsatz von mir über alte Volksbücher (S. 165 bis 186). Polnische Volksbücher, die die Quelle für die russischen abgegeben haben, die Gesta Romanorum, Sieben Weisen usw., sind samt und sonders zugrunde gegangen, d. h. wir besitzen Exemplare erst aus dem Ende des 17. und aus dem 18. Jahrhundert, so dass uns die russischen, meist wörtliche Versionen, deren älteste Gestalt ersetzen müssen. Durch das Fehlen der alten polnischen Vorlagen des 16. und 17. Jahrhunderts wird mitunter die Forschung irregeführt. So war es

mit den Sieben Weisen, über die wir treffliche, erschöpfende Studien von M. Murko (1890. 1892) besitzen; Murko kam nämlich zu der Behauptung, dass die polnische Urübersetzung von 1528 auf einem unbekannten Druck beruhe, der am nächsten dem Strassburger von 1512 verwandt sei; weiter, dass die russische Übersetzung (in 40 Handschriften, davon 21 aus dem 17. Jahrhundert) auf eine unbekannte polnische handschriftliche Version zurückgehe. Ich behaupte dagegen, dass die Übersetzung von 1528 auf eine lateinische Handschrift, nicht Druck, zurückgeht und die russische aus der von 1528 direkt abstammt. Es fanden sich nun in einem alten Einbande (von 1538) neben andern Unica zwei Bogen, B und M, eines 'Poncian' (so heissen bei den Polen die Sieben Weisen) von der Urausgabe von 1528 oder einer wenige Jahre späteren; ich druckte den sehr sauberen Text ab und verglich ihn mit späteren; es zeigte sich, dass sogar die Ausgaben von 1870 und 1880 den alten Text einfach wiederholen: sie modernisieren ihn leicht und ersetzen nur die heikleren Szenen (z. B. die Verführungsversuche der Stiefmutter) durch kürzere, gemilderte Andeutungen. Einen grossen Teil des Heftes (S. 187—276) nimmt eine Abhandlung von Witold Pracki über die Sprache des Dorfes Turow (Gouv. Siedlce, an der kleinrussischen Sprachgrenze) ein; dann Abhandlungen über Lehnwörter aus dem Deutschen u. a. — Von den Jahrbüchern, Roczniki, der Thorner Wissenschaftlichen Gesellschaft sind zwei Jahrgänge erschienen, der 13. (Thorn 1906. 338 S.) und der 14. (1907. 222 S.). Im 13. finden wir einige alte Familienchroniken des westpreussischen Adels aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die den urpolnischen Charakter desselben dokumentieren, dann eine Geschichte des kaschubischen Pfarrdorfes Konarzyny, reich dokumentiert durch Archivalien (seit dem 13. Jahrhundert), von Konst. Kościński; eine Geschichte des Aussatzes (Lepra) und der Siechenhäuser (im Kulmer Lande) von Dr. med. Steinborn, die nach allgemeinen historischen Ausführungen (über Auftreten u. dgl. der Seuche) sich auf Thorn und Kulm beschränkt und die übrigen westpreussischen Städte nicht mehr berücksichtigt. Spezialartikel (z. B. über alte Bronzen in der Thorner Sammlung der Gesellschaft; über Gemälde der Pelpliner Bischofskirche, die Heise in seinen Bau- und Kunstdenkmälern der Provinz Westpreussen 1895 nur flüchtig berührt hat; über handschriftliches Material zur Geschichte der Provinz in Warschauer Bibliotheken u. dgl. m.) übergehe ich und erwähne nur die reiche Bibliographie aller auf die Provinz bezüglichen Publikationen, die jedem Jahrgang beigefügt wird. Zwei grössere Arbeiten von Nitsch und Mańkowski sind im 14. Bande abgeschlossen. Dieser enthält eine Monographie der Stadt Schlochau als ein historisch-statistisches Bild aus Pommerns (Pommerellens) Vergangenheit von Konst. Kościński (S. 102 bis 166); dann bietet Kaz. Nitsch einen allgemein orientierenden Artikel über die Dialekte des Landes; es zeigt sich, dass Ermland seine polnische Bevölkerung hauptsächlich aus dem Kulmer Lande gewonnen hat, dass die Osteroder Masuren gar keine Masuren (sprachlich) sind u. a. Neben archäologischen Berichten, etymologischen Deutungen von Orts- und Personennamen (Persante, Putzig, Drave u. a.) ist besonders noch die Geschichte des polnischen Schrifttums und Buchdruckes in Westpreussen (mit erschöpfender Bibliographie) von Alfons Mańkowski zu nennen. — Von dem polnischen dialektischen Wörterbuch Słownik gwar polskich, dem nachgelassenen Werke von Jan Karłowicz, ist unter der Redaktion von Jan Łoś der fünfte Band erschienen (Krakau 1907. 463 S. gr. 8°): die Buchstaben R bis T, mit ausgiebigem, nicht nur linguistischen, sondern ethnographischen Material (Beschreibung der Spiele, Bräuche u. dgl.). Von der grossen Estreicherschen Bibliographie ist Band 22, Anfang des Buchstaben M

(Krakau 1907. 272 S. Lex. 8° doppelspaltig) herausgegeben. Das grosse polnische Wörterbuch ist bis Heft 25 (Pra) gediehen.

Indem wir zu Werken allgemeineren Inhaltes übergehen, nennen wir zuerst aus der Lemberger, vom Verein der Gymnasiallehrer herausgegebenen Serie 'Wissenschaft und Kunst' (Nauka i Sztuka) nr. 7, Dzieje muzyki polskiej w zarysie (Abriss der polnischen Musikgeschichte) des Warschauer Konservatoriumprofessors Aleksander Poliński (Lemberg 1907. 280 S. mit zahlreichen Illustrationen). Es ist der erste derartige Versuch (vorher gab es nur Künstlerbiographien, Chopin u. a., Künstlerlexika von Sowiński z. B.); der Verfasser besitzt eine ausserordentlich reiche Sammlung von Handschriften, Partituren u. dgl., verfügt daher über eine ungewöhnliche Menge von Texten (auch Volksliedern des 16. und 17. Jahrhunderts) und Melodien. Besonders interessant für die Volkskunde ist das erste Kapitel, über alte Musikinstrumente, über Reste uralter (womöglich arischer!) Volksweisen: am ausführlichsten verweilt der Verfasser bei dem 16. und 17. Jahrhundert, für das seine eigenen Quellen reichlich fliessen. Das 19. ist knapp skizziert. In derselben Serie war 1906 als Nr. 2 meine Geschichte der polnischen Sprache, ebenfalls reich illustriert, erschienen. — Die Krakauer polnische Enzyklopädie (vgl. über das Unternehmen oben 17, 216) hat, wie die Petersburger slawische Enzyklopädie, noch vor ihrem Erscheinen eine erhebliche Einbusse erlitten. Wie die für letztere bestimmte Monographie von Prof. T. D. Florinskij 'Der Slawenstamm, statistisch-ethnographische Übersicht des zeitgenössischen Slawentums', russisch, bereits als eigenes Werk (Kiew 1907. X, 193 S. mit zwei Karten), mit einer Fülle von Material und meist zuverlässigen Daten, erschienen ist, so hat auch der treffliche Wladyslaw Łoziński nicht erst das Erscheinen der Krakauer Enzyklopädie abgewartet, sondern seinen dafür bestimmten Beitrag 'Polnisches Leben in alten Zeiten (16. bis 18. Jahrhundert)', schon jetzt herausgegeben (Życie Polskie etc., Lemberg 1907. 232 S.). Das Werk ward innerhalb sechs Wochen vergriffen; es fehlt ihm nur der Schmuck von Illustrationen, sonst ist es eine musterhafte, kritische Darstellung von Land und Leuten; es liest sich wie ein hochinteressantes, belletristisches Werk, doch ist jegliche Fiktion ausgeschaltet; eine scharfe kritische Auffassung, die sich durch äusseren Glanz nicht blenden lässt, die die Ausnahmen von der Regel wohl scheidet, durchzieht das Ganze. Die einzelnen Abschnitte handeln von Schlössern und Palästen; von grossen und kleinen Höfen (Rittersitzen); von Kleidung und Kleinodien; vom Leben daheim und draussen; jeder Satz, trotzdem Zitate absichtlich gemieden werden, ist wohl dokumentiert, die Quellen werden womöglich selbst redend eingeführt. Von demselben Verfasser war eine Sittenschilderung der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (auf Grund von Prozessakten, u. d. T. 'Prawem i lewem' — man könnte es frei mit 'Per fas et nefas' übersetzen, in zwei starken Bänden, reich illustriert, Lemberg 1902; 2. Auflage 1905) mit gleichem Interesse aufgenommen worden. — In diesen Zusammenhang gehört auch ein Prachtwerk, über den Hof in Ferrara, von Minister a. D. Kazimierz von Chłędowski (Dwor w Ferrarze. Lemberg 1907. XIV, 544 S., mit 43 Tafeln, hauptsächlich Reproduktionen von Meisterwerken der Kunst). Der ferraresische Gesandte (Battista Guarini) schrieb 1574 an seinen Hof über Italien und Polen: 'I luoghi son ben lontani, ma gli animi son vicini'; gerade Nord- und Mittelitalien waren, ungleich mehr als Rom, für die polnische Bildung vorbildlich, daher zeigt sich ein Zusammenhang dieser Renaissance hier und dort. Den breitesten Raum nimmt Renata di Francia und Alfonso II. ein: die Literatur (Bojardo, Ariosto, Tasso) kommt ebenfalls zu ihrer Geltung, besonders dann das Leben am Hofe. Der prächtigen Ausstattung entspricht die fliessende,

künstlerische Darstellung, über der etwas vom Zauber dieser Zeit zu ruhen scheint, und die von dem umfassendsten Studium der Quellen und Bearbeitungen getragen wird. — In gleiche Zeiten hauptsächlich fällt eine auf archivalischen Quellen beruhende Monographie über die Kirchen in Lublin von J. A. Wadowski (Kościoły lubelskie, Krakau 1907. 798 S.), mit zahlreichen urkundlichen Belegen für Wunder und Glaubenserscheinungen, für das religiöse Leben der Zünfte, für Legendenbildungen (das Urteil des Teufels gerechter als Menschenurteil), Werke der bildenden Kunst, Altarbilder und Grabdenkmäler mit ihren Inschriften in steifen Versen und lapidarer Prosa. — Von anderen Arbeiten sei wegen ihrer Bedeutung für Volksrechte alter Zeiten die Abhandlung von Marceli Handelsman über die Strafe im ältesten polnischen Recht (Kara etc., Warschau 1908. 266 S.) genannt. Ein Abschnitt davon, 'Die Strafe im polnisch-schlesischen Recht im 12. und 13. Jahrhundert', war 1905 in der Ztschr. f. vergleich. Rechtswissenschaft 18, 209—265, erschienen; in den übrigen Abschnitten folgt der Verf. derselben lokalen Gliederung des Stoffes, spricht somit über das Strafwesen in Gross-, in Kleinpolen, im nördlichen Polen, um erst im letzten Abschnitt zu einer Synthese dieser Erscheinungen vorzudringen; das Ganze ist auf tiefer vergleichender Grundlage aufgebaut. Aus dem 16. Jahrhundert führen wir eine Ausgabe der ältesten polnischen Übersetzung litauisch-russischer Chroniken an: Stanisław Ptaszycki, ein vielseitiger, unermüdlicher Forscher, gab nach einer Handschrift von 1550 die 'W. Księstwa litewskiego i żmodzkiego Kronika' heraus (Wilno 1907. 49 und 19 S.). Die Chronik ist interessant, weil sie anschaulich lehrt, wie sogenannte Traditionen über den Ursprung von Staaten und Regenten entstehen, wie blosse alte Ortsnamen das eigentliche Skelett für diese mit dem Anspruch auf Echtheit, Alter der Überlieferung auftretenden, skrupellosen 'Pragmatisationen' bilden; wenn z. B. Prof. H. Schreuer noch weiter festhält an der ganz willkürlichen, unmöglichen Gleichung: Premysl der böhmischen Sage = Samo der fränkischen Geschichte (Vierteljahresschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte, Stuttgart 1907; vgl. ebd. S. 197—238 J. Peisker), so könnte ihn diese Parallele vielleicht eher stutzig machen.

Von literarhistorischen Arbeiten seien nur genannt Viktor Hahn, Literatura dramatyczna w Polsce XVI wicku, Lemberg 1906. 133 S. (von jener Ges. z. Förderung usw. herausgegeben), eine Aufzählung und Klassifizierung sowie Charakteristik aller einschlägigen Erscheinungen (Mysterien, Schuldramen usw.), mit Nachweis der Quellen und Muster; sowie Ludwik Bernacki, Die Quellen einiger Komödien des Franc. Zabłocki (Lemberg 1908, 80 S.); hier wird der tüchtigste polnische Komödienschreiber des 18. Jahrhunderts in seinen Hauptwerken als geschickter Nachahmer vergessener Franzosen (Hauteroche, Romagnesi u. a.) erwiesen, d. h. in bezug auf die Fabel, Motive, Gedanken; dem fremden Stoff drückt er dafür originale Prägung auf, vor allem dank seiner glänzenden Sprache und kräftigen Humor, so dass diese Komödien immerhin einen gewissen selbstständigen Wert behalten. — Zum Schlusse sei eine volkskundliche Monographie genannt: Maksym. Baruch, Boże Stopki, archeologja i folklor kamieni z wyżłobionymi śladami (Warschau 1907. 113 S). Über die Fussspuren und Stapfen auf Steinen sammelt der Verf. die ganze einschlägige Literatur, von dem Geographen Karl Ritter an bis auf Basset und Pitrè, ordnet die Belege nach Ländern (von den 276 stammen die ersten 57 aus Polen) und weist auf den verschiedenen Ursprung hin und wie sie die Volkstradition zu einer einheitlichen, geheiligten Erscheinung gemacht hat, ohne doch zu einem abschliessenden Urteil zu gelangen.

Auf eine Übersicht der Zeitschriften müssen wir verzichten; genannt sei der Lemberger Przewodnik naukowy i literacki für 1907 (Bd. 35. 1174 S.), der Monographien von Städten und ihren Zunftordnungen (Kamieniec Podolski) und Klostermonographien gebracht hat; die Biblioteka Warszawska in ihrem 67. Jahrgang (zu vier Bänden) brachte u. a. eine auf ursprüngliche Siedelungsverhältnisse tief eingehende Arbeit von J. K. Kochanowski über den Ursprung von Lodz unter dem eigenartigen Titel: 'Als Boruta (ein lokaler Teufelsname) noch Knäblein war'; zu dieser Arbeit kann man vergleichen die eingehende Darstellung polnischen, masovischen Kleinadels, seiner Entstehung und Stellung, der Urteile von Zeitgenossen, von Wład. Smoleński (Szkice z dziejow szlachty mazowieckiej, 1907, vorher Pamiętnik historyczny, Warschau 1906, erschienen). — Aus den Abhandlungen der Krakauer Akademie, philolog. Klasse, Band 42 (Krakau 1907, 471 S.), sei nur die Abhandlung des 1906 verstorbenen Romanisten Maksymilian Kawczyński, Huon z Bordeaux (S. 1—128) hervorgehoben. Die Arbeit ist nach dem Schema der vorhergegangenen Abhandlungen desselben Autors über altfranzösische Epen und deren angebliche Abhängigkeit von Apuleius gearbeitet; auf eine sehr eingehende Inhaltsangabe (S. 2—60) folgt eine treffliche, kritische Sichtung der bisherigen Auffassungen, von den ersten Herausgebern an bis auf K. Voreztsch 1900; die ganze Inkonsequenz und Willkür der landläufigen Kombinationen wird schonungslos enthüllt. Das Zeugnis des J. de Guise (Annales . . . Hannoniae) beruht auf Erfindung (die angebliche Quelle des J. de Guise über Alberik, nämlich Hugo von Toul, hat Guise nach bewährtem, mittelalterlichem Muster sich aus den Fingern gesogen); die Existenz von Sagen wird bestritten, wie überhaupt die folkloristische Methode, die Annahme von latentem Fortleben einer Sagengestalt durch viele Jahrhunderte, bis sie dann unabhängig von einander z. B. im Alberich der Nibelungen und im Auberon des Huon von Bordeaux wieder auftreten könnte, mit Recht zurückgewiesen wird: wie hätten die wenigen fränkischen Eroberer ihre germanischen Sagen den Romanen aufdrängen können? Er gibt dann seine Erklärung, von der G. Paris, der sie aus dem Bulletin der Krakauer Akademie kannte, in der Romania 1904 gestehen musste: 'rien de plus ingénieux ni de mieux déduit'. Es gibt keinen 'Urhüon'; das Gedicht ist in der Form, die wir besitzen, das Ursprüngliche, es beruht auf keinerlei Sagen, sondern ist von einem Burdigalesen erfunden, der zum Ruhme seiner Heimat mit Benutzung einiger historischer Namen (aus Chroniken!) nach Art anderer Gedichte sein eigenes gezimmert hat (die Bekanntschaft mit solchen Gedichten bei ihm wird nachgewiesen); er arbeitete nach dem Vorbilde der Amor- und Psyche-Fabel; Auberon ist Amor (Zusammenstellung der entsprechenden Motive auf S. 121f.), Huon-Psyche und diese Änderung des Geschlechtes brachte die Änderung der Fabel mit sich. Zum Schluss einige hübsche Bemerkungen über den Shakespeareschen Oberon. Der positive Teil der Ausführungen ist durchaus nicht überzeugend; dass überall Apuleius zugrunde liegen und schon im frühen Mittelalter verbreitet gewesen sein soll, erscheint als eine Art vorgefasster Meinung.

Aus der **böhmischen** Literatur erwähnen wir zuerst den zweiten Jahrgang des Národopisný Věstník českoslovanský (čechoslavischer ethnographischer Anzeiger), unter der Redaktion von Prof. J. Polívka (Prag 1907. VI und 312 S. — Die Register sind dem ersten Hefte des neuen Jahrganges beigegeben). Den besonderen Wert dieser Publikation erkennen wir einmal im kritisch-bibliographischen Teil: aus allen Literaturen werden Studien oder Materialien einer eingehenden Kritik unterworfen, für deren Wert schon die Namen eines Polívka, Niederle, Zubatý, Jacimirskij u. a. zeugen. Die ausführlichste Rezension gab Polívka über

J. A. Macculloch, The childhood of fiction, a study of folk tales and primitive thought, London 1905; sie ist mit Absicht so ausführlich ausgefallen, weil der Rezensent offenbar sein Publikum mit dem konsequentesten Vertreter der anthropologischen Methode bekannt machen wollte. Eins ist mir dabei aufgefallen, dass der Rezensent nicht das Argument betont hat, das jede anthropologisch-symbolische wie mythologisch-allegorische Deutung, richtiger Vergewaltigung der Märchen von vornherein beseitigt, ein Argument, das ihm gerade als Slawisten besonders nahe liegen musste. Die Grossrussen (des Nordens) haben Bylinen (epische Lieder, oft nur Märchenstoffe in dieser epischen, halbhistorischen Form) und Märchen selbst nebeneinander; sie glauben an die Wahrheit der Bylinen, dagegen gelten ihnen selbst die Märchen nur als willkürlich erfundenes, erlogenes Zeug. Und in der Tat, das Märchen ist nur Spiel der Phantasie, entspringt nur dem Bedürfnis nach Fabulieren auch des primitiven Menschen, ist somit keinerlei Einkleidung von kosmologischen, ethischen oder sozialen Vorstellungen. Rein zufällig, da ja auch die Phantasie aus dem Nichts allein nicht zu schöpfen vermag, können an diesen Erfindungen Motive des Lebens und Glaubens, der Sitten und Bräuche, haften bleiben — aber von diesen auszugehen, heisst das Beiläufige, das Nebenbei, zur Hauptsache zu machen. Daher erklären sich Wanderungen und Übereinstimmungen des rein phantastischen, keinerlei Wirklichkeit reflektierenden Lügengewebes, das alle Märchen sind. Neben der Kritik und eingehender Chronik (Vereine, Ausstellungen) sind dann ausgewählte Kapitel der böhmischen Ethnographie vor allem vertreten, z. B. der Flachs und dessen Bearbeitung in der Gegend von Böhmisch-Trübau (Joh. Tykač); ethnographisches Material von der Sázava (J. Horák); einige slowakische Volksmärchen aus Krakovan (V. Tille); der Pelz im östlichen Böhmen (Jos. Kopáč); Hauben in der Gegend von Humpolec, Ostböhmen, von demselben u. a.; dem ersten Heft des neuen dritten Jahrganges ist als Beilage die Sammlung von Jos. Kubín, Erzählungen aus der Grafschaft Glatz, beigegeben; sie stammen aus dem Munde der wenigen Böhmen, die in dem „Winkel“, in 11 Dörfern und Kolonien der Glatzer Grafschaft sich erhalten haben, um den bekannten Badeort herum, der Kudowa oder noch schöner (cf. Cöln) Cudowa geschrieben wird, obwohl es nur böhmisches Chudoba (d. i. Habenichts) ist; gegen 4800 Menschen, die noch böhmisch sprechen oder lesen (nicht mehr schreiben) können, deren Zahl immer geringer wird, da Schule und Kirche (abgesehen von allem anderen) nur deutsch sind. Die einzelnen, phonetisch treuen Aufzeichnungen der Märchen, d. i. des letzten Volksbuches, aus dem noch Alt und Jung lesen, begleitet Prof. Polívka mit böhmischen und deutschen Parallelen.

Vom Český Lid haben wir über zwei Jahrgänge zu berichten; weil der neue Jahrgang mit dem Oktober beginnt, so ist der 16. im Juli 1907 abgeschlossen (480 S. ohne die Register), und vom 17. liegen die ersten vier Hefte (208 S.) vor, alle reich illustriert, mit einer Fülle vom alten und neuen Material. Das alte gruppiert sich vornehmlich um die Zeiten Rudolf II., namentlich die zahlreichen archivalischen Auszüge, z. B. Reverse über das Sichenthalten von geistigen Getränken auf Lebenszeit oder auf kürzere Fristen; oder eine Sammlnng von Pasquillen aus Rudolfs letzten Jahren; Zauberprozesse aus derselben Zeit; aus dem Lehrerleben usw. Einiges ist ungleich älter, Erklärungen von Sprichwörtern (z. B. bei Štitný, 14. Jahrhundert), oder gar die Fusswaschung am Gründonnerstag auf der Prager Burg im 13. Jahrhundert. Entschieden überwiegen moderne Beiträge, über alles Einschlägige, Lieder und Tänze mit Melodien, Kinderreime, Bräuche u. a. Hier sei wenigstens auf Text und Abbildung der Perchta (S. 381—386)

verwiesen: Nikolaus und Barbara beschenken die Kinder, Lucia aber und die Peruchty (meist zwei, seltener eine; die eine mit geschwärzten Händen und Gesicht, die andere weiss; beide auch von Männern dargestellt) schrecken diese, strafen wegen Unmässigkeit, schneiden den Bauch auf, kehren ihn mit dem Federwisch (peroutka, daher wohl die Form Peruchta und Peruta statt des sonstigen Perchta?) aus und stopfen ihn mit Stroh wieder zu. Anderes aus dem Inhalt des 16. Bandes ist bereits im Bericht für 1907 erwähnt worden. — Mannigfaltiger ist der Inhalt des 17. Sehr zeitgemäss ist der Bericht des Herausgebers selbst über die Wünschelrute 'virgule', mit zahlreichen Illustrationen, auch aus einer handschriftlichen Boemia subterranea des Mor. Vogt von 1729 (auch im Jahrgang 15 und 16, 242 gab es Beiträge dazu); besonders interessant sind hier die Gebete beim Schatzsuchen mit der Rute aus dem 18. Jahrhundert an die drei heiligen Jungfrauen Korona A(m)beta und Gevera (Geverije), mit dem heiligen Christoph. Sehr schön, wegen der Menge der photographischen Aufnahmen, ist die Reihe von Bäumen aus ganz Böhmen, die durch ihre Grösse oder die an sie geknüpfte Tradition merkwürdig sind: die Linde, unter der Capistrano gepredigt hat oder Hus, unter der Žižka gesessen usw. Eine trefflich orientierende Studie über die Rosenkreuzer, ihr Auftreten in Böhmen und ihre Prophezeiungen für das Jahr 1622, liefert Dr. Jos. Volf (noch unvollendet). Sehr ist zu loben, dass der Herausgeber neue interessante Publikationen erläutert oder aus ihnen ausführliche Proben mit Illustrationen gibt. So aus dem Buche von Karl Procházka, O Betlemech (Krippenspiel, kulturhistorische Studie mit besonderer Berücksichtigung der Länder der Wenzelskrone und der Slowakei, Prag 1908. 159 S.), dessen erster Teil über das Krippenspiel im allgemeinen (auch mit Verwertung polnischer und russischer Literatur), der zweite über das Böhmische handelt; der Verfasser hat Aufrufe in Zeitungen erlassen und brachte auf diesem Wege eine imposante Sammlung zustande. Das andere, wichtigere Buch beginnt mit der Veröffentlichung der Memoiren eines gar schriftkundigen, patriotischen Bauern und Schulzen, Franz Vavák aus Milčice (1741—1816), die von 1770—1816 reichen und eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung bilden; der Bauer war in der altböhmischen Literatur wohl bewandert, hat viel gesehen und erfahren und gibt in den sieben Büchern seiner Denkwürdigkeiten reiche Auskunft über alle Verhältnisse auf dem Lande, in Prosa und Versen, zu denen es ihn nach alter Weise hinzog. Wohl hatte man schon vielfach aus dieser Quelle geschöpft, so der Romancier Jirásek; auch der 'Lid' selbst hatte öfters Proben aus Vavák (über Bauernunruhen, Robot usw.) gebracht. Jetzt wird endlich der Text selbst herausgegeben; ein Landsmann Vaváks hat keine Mühe gescheut (Kontrole seiner Angaben, Feststellung der Persönlichkeiten und Begebenheiten, die er oft nur streift usw.), um in etwas modernisierter Form (Ausmerzen von Derbheiten) das Werk dieses Bauernphilosophen weitesten Kreisen zugänglich zu machen; der erste Band (Paměti F. J. Vaváka etc." von Jindřich Skopec), erschien Prag 1907 (VIII und 148 S.). Zíbrt selbst druckt S. 190—194 die Einleitung Vaváks zu einer Handschrift von 1767 über Wirkungen von Kräutern und Wurzeln aus einem Unikum des böhmischen Museums ab. Unter den zahlreichen anderen Beiträgen sei auf die 'Kassation' der Tuchmacherinnung in Pacov aufmerksam gemacht, d. i. ein Aufzug der Innung zu Fasching, mit seinen Türken, Tataren, Mohren, weil er genau an den Krakauer Konik Zwierzyniecki erinnert, für dessen Aufzug (der Flösser) man von einer historischen Denkfeier wegen einer wirklichen Vertreibung der Tataren fabuliert hatte, während es einfach alter Zunftbrauch war, der allerdings in Pacov längst aufgehört hat. Gute Erklärungen böhmischer Eigennamen; Beiträge zu der

Literatur über die mährischen Walachen (Hirten), namentlich des Gallaš, ja sogar die Leidensgeschichte des ersten Prager Kaffeesieders u. a. füllen in bunter Reihe die Blätter, alles immer nur einige Seiten zählend, durch diese Abwechslung eben anziehend.

Der staunenswerte Fleiss und die Umsicht des Herausgebers, Prof. Č. Zíbrt, die Vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen Interessen können nicht genug gerühmt werden. Was lieferte er nur an Beiträgen aus alten Handschriften und Drucken im Laufe von 1907 z. B. in den Fachzeitschriften für Brauer, Müller, Imker usw. Und daneben schreitet im rüstigsten Tempo seine grandiose Leistung, die Bibliografie české Historie, deren wir schon öfters in diesen Berichten gedacht haben, fort; nach dem Abschluss des dritten Bandes (737 S.) ist jetzt der vierte in Angriff genommen. Dieser dritte Band umfasst die politische Geschichte 1419—1599 und die allgemeine Literatur über den dreissigjährigen Krieg; das erste Heft des vierten Bandes (240 S. 1907) enthält nur die Geschichte der Jahre 1600—1618! Es ist eine Riesenfülle von Material, wird doch die ganze religiöse Polemik (mit ihren Riesentiteln), lokale Nachrichten, Flugblätter usw. erschöpft; aus den Titeln allein liest man sich förmlich eine zusammenhängende Geschichte über Jesuiten u. dgl. heraus. Das Werk wird wohl ein Unikum der Weltliteratur werden. — Besonders sei noch eine ganz originelle Publikation Zíbrts genannt: Nápisy ze staročeských památníků, Prag 1907. 134 S. (nr. 593 und 594 der Ottoschen Weltbibliothek, eines böhmischen Reclam). Aus alten Stammbüchern und Albums, wie aus zufälligen Aufschriften (in Büchern, Handschriften u. dgl.), hauptsächlich im Böhmischen Museum, hat Zíbrt eine alphabetisch (nach den Autoren) geordnete Sammlung von Aussprüchen, Devisen, Grüssen u. dgl. zusammengestellt, vom 16. Jahrhundert an bis etwa 1830, in Prosa und meist in Versen. Eine bunte Fülle witziger, humoristischer, überwiegend religiöser oder didaktischer Verse und Sentenzen; da sind die Waldsteiner des 16. Jahrhunderts mit nicht üblen Versen vertreten, die Grafen Thun usw. bis zu einem einfachen Maler (Svoboda vom Jahre 1622; sein Ausspruch sollte geteilt werden, es sind dreierlei Sentenzen darin, nicht eine); das ausführlichste ist nicht das interessanteste, Liebesverse alamodischer Art, die ein Verehrer in das Stammbuch der Anna Vitanovska 1631 eingetragen hat, eigene und fremde, doch hat der Herausgeber volkstümliche Lieder und die Balladen vom dänischen König Christian als hierher nicht gehörig fortgelassen. Da ich den böhmischen Reclam genannt habe (wo Zíbrt auch anderes, alte Volksbücher, Faust u. a., eingerückt hat), so sei auch ein polnischer erwähnt, die Biblioteka powszeckna (Universalbibliothek), unter der Redaktion von Prof. A. Zipper, die gerade unlängst Nummer 638—690, eine gelungene, launige Version des Reineke Fuchs (allerdings des Goetheschen), gebracht hat, Lis Mykita des Oberst Smarzewski (1860; der neue Abdruck, Lemberg 1907. 220 S.). Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zur böhmischen Literatur zurück.

Von der böhmischen Musealzeitschrift (Časopis Českého Musea) war das erste Heft des 81. Jahrganges (1907) das für unsere Zwecke ergiebigste (siehe oben 17, 222); aus dem folgenden sei eine Studie Ant. Havlíks über den Drachenkampf in den altböhmischen Georgslegenden genannt, weil sie nachweist, dass das mährische Volkslied ein altböhmisches Gedicht darüber, die Quelle anderer Versionen, besser bewahrt hat, als diese mittelalterlichen Texte selbst. Aus dem neuesten Heft (1 des 82. Jahrganges für 1908) nenne ich die Besprechung einer neuen Ausgabe des deutschen Reiseberichtes von Prag nach Persien, des Georg Teklander (aus Jablonne in Böhmen), getreulich nach der ersten Ausgabe von 1608, während andere (Wolkan 1889, französische Übersetzung usw.) die ausführlichere,

aber namentlich in der Namenschreibung weniger genaue Ausgabe von 1610 zugrunde legten; die Ausgabe besorgte der russische Slawist der Warschauer Exuniversität V. A. Francev (Prag 1908), der unermüdliche Herausgeber der Korrespondenz alter Slawisten (Hanka u. a.), die freilich auch für Volkskunde manches Wertvolle enthält. — Noch sei die böhmische historische Zeitschrift genannt, Český Časopis Historický, herausgegeben von Jar. Goll und Jos. Pekař, Band 13 (Prag 1907. 472 S. und besonderer Anhang, Bibliographie böhmischer Geschichte für 1906, 70 S.). Unseren Zwecken liegt näher die Abhandlung von Jos. Janko über Shakespeares Beziehungen zu Österreich (Rudolf II.!) und Böhmen, S. 369—396; es wird wahrscheinlich gemacht, dass Shakespeare sie aus eigener Anschauung kannte; der Verf. wendet sich speziell gegen die weitgehenden Ausführungen von R. v. Kralik in der 'Kultur' (Zeitschrift der österreichischen Leogesellschaft 1907, 1) und gibt nur für den 'Sturm' als Vorbild des Verhältnisses Prospero-Vincentio das von Rudolf II. und König Mathias zu. Im ersten Heft des neuen 14. Jahrganges finden wir den Nachweis von Gustav Friedrich, dass die kurzen 'Denkwürdigkeiten von Pribyslav', die ihrer Spracheigenheiten wegen eine Stütze der Sprache der Königinhofer Handschrift abgeben sollten, so wie diese selbst nur eine moderne Fälschung sind. Karl Mádl liefert den Nachweis, dass das allgemein für einen Gürtel der Königinwitwe (nach Karl IV) gehaltene Königinnengrätzer Stück nicht eine neuere Fälschung ist, wie Ed. Leisching (Kunst und Kunsthandwerk 10, 343) andeutet, sondern ein echtes Stück des 15. Jahrhunderts, also etwa hundert Jahre jünger als die Königin ist; so wird hinfällig, was aus der böhmischen Inschrift des Gürtels (wie der silbernen Löffel in demselben Schatze) für Karl IV. selbst gefolgert wurde. In der Zeitschrift nimmt der kritische Teil und die Rubrik Vermischtes (mit Berichten über Funde, Bücher, Vereine u. dgl. m.) viel Raum ein und ist sehr sorgfältig redigiert.

Berlin. Alexander Brückner.

2. Südslawisch.

In meinem letzten Berichte (oben 17, 224) wurden zwei Aufsätze der Frau J. Belović-Bernadzikowska über serbokroatische Stickkunst erwähnt. Diese und andere ihrer Arbeiten verarbeitete die für das Studium der Hausindustrie und deren Förderung emsig wirkende Frau in einem eigenen Buch 'Die serbische Volksstickerei und Textil-Ornamentik. Auf Grund historischer Dokumente' (Neusatz, Verlag des Vereines Matica Srpska 1907. 250 S.), in dem sich tüchtige Detailkenntnis der Volkskunst mit glühender Liebe zu ihrem Volke und zum Slawentum überhaupt paart. Da die Verf. die südslawische Volkskunst auch bei westeuropäischen Beobachtern hochgeschätzt sieht, ist es nicht zu verwundern, dass sie hierin noch weiter geht und den verschiedenen Techniken, der Stickerei, den Ornamenten nicht bloss ein hohes Alter, sondern auch heimischen slawischen Ursprung zuschreibt und auf eine hohe slawische Kultur in der Urzeit schliesst, wofür uns leider andere positivere Wissenschaften, besonders die Sprachwissenschaft, keine ausgiebigen Beweise bieten. Da sie klar den grossen Widerspruch zwischen der reichen, prächtigen Ornamentik der serbischen Bäuerin und dem geistigen Niveau der Stickerin erkennt, schliesst sie, dass diese Kunst nicht aus ihren jetzigen Geistesfähigkeiten, sondern (und hier wagt sie einen kühnen Sprung) aus einer grossen urslawischen Kultur herstammt. Mit dieser Idealisierung des urslawischen Kulturzustandes gehen Hand in Hand Herderische Vorstellungen von dem friedfertigen und milden urslawischen Volke. Die Verf. hat sich in der

fremden Fachliteratur umgesehen und weiss daher wohl, dass von absoluter Ursprünglichkeit einer Volkskunst kaum die Rede sein kann, und dass auch die serbische sich unter vielfachen fremden Einflüssen entwickelt hat. Sie erwähnt auch den Einfluss der pontischen Griechen, der Byzantiner, dann der Mohammedaner, ja auch der Inder in der vorausgesetzten asiatischen Urheimat, und der ägyptischen und griechischen Kunst auf die 'alte slawische Ornamentik der mythologischen Periode', statuiert aber anderseits einen Einfluss der slawischen Kunst auf die Entwicklung der westeuropäischen Ornamentik vom Mittelalter bis auf die Gegenwart. 'Europäischen' Einfluss schliesst sie aus („die slawische Stickerei- und Webekunst lebte in Europa durch Jahrhunderte ihr eigenes Leben" bis in die 60er und 70er Jahre des vergangenen Jahrhunderts), weil sie ganz wie einst die russischen Slawophilen „eine übergrosse Kluft zwischen dem Geiste der slawischen Rasse und dem Geiste der europäischen Rassen" sieht. Diese Ideen ziehen sich durch das ganze Buch. So sucht die Verf. auch den Ursprung der Spitzen[1]) bei den Slawen, und zwar „in den östlichen Gegenden der südslawischen Urheimat"; von da sei sie über Italien nach Spanien und weiter bis nach Irland gekommen. Gemäss ihrer Ansicht von dem hohen Alter des 'serbischen dekorativen Stiles' nimmt sie in dessen Entwicklung eine mythologische Periode vor der christlichen, türkischen an und erblickt in der serbischen Textilornamentik Formen, die aus vorchristlichen religiösen Anschauungen entsprungen seien, Symbole, welche an die asiatische Urheimat erinnern, einen Zusammenhang einiger Ornamente mit asiatischen, religiösen Zeremonien, Spuren der Veden, Zusammenhang mit dem Baumkultus. Gewisse Ornamente, die das serbische Volk 'slovaši' nennt, sollen Spuren einer geheimen urslawischen Schrift sein. Freilich muss sie einräumen, dass zwischen der Kunst der slawischen Völker grössere oder geringere Unterschiede bestehen und dass andere Einflüsse auf die südostslawischen orthodoxen Stämme, andere auf die südwest- und nordwestslawischen Stämme wirken, dort byzantinischer, hier westeuropäischer. Neuerdings, seit drei bis vier Jahrzehnten, ist in der südslawischen Volkskunst ein starker Verfall eingetreten; warum aber jetzt die serbische Bäuerin ihre Heimatkunst verwirft und die westeuropäischen Fabrikate nicht bloss begierig annimmt, sondern auch in ihren Stickereien nachahmt, weiss die Verf. nicht genügend zu erklären. Zu der stark betonten Altertümlichkeit der Volkskunst stimmt es nicht, dass viele Techniken der heutigen Generation nicht einmal dem Namen nach bekannt sind. Wenn man nun gegen solche Ausführungen entschieden Protest erheben muss, so kann man ihre Beschreibung der Technik der Stickereien nicht genug rühmen. Sehr wertvoll sind ihre Aufzeichnungen von Volksrezepten zur Bereitung der verschiedenen Farben der Webereien (S. 181), nicht minder des Aberglaubens über die Wirkung der Farben auf Krankheiten und böse Geister (S. 171. 175), über Stickerei und Weberei, die Bedeutung der Stickereien in Traumerscheinungen, die heiligen Zahlen in den Ornamenten u. a. — Ein sehr anziehendes Bild der mohammedanischen Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina gibt Ant. Hangi in seinem Buche 'Leben und Gebräuche der Mohammedaner in Bosnien und in der Herzegowina' (zweite stark vermehrte Auflage, Sarajevo 1907. 242 S. Deutsche Übersetzung 'Die Moslims in Bosnien-Herzegowina, ihre Lebensweise, Sitten und Gebräuche'. Sarajevo 1907. Vgl. Zs. f. öst. Vk. 13, 180). In dem ersten Teile (S. 1—104) wird das religiöse Leben

1) Sie weiss natürlich nicht, dass das serbokroatische und slowakische Wort für Spitze (čipka) mit dem deutschen 'Spitze' in Zusammenhang gebracht wird. Vgl. Štrekelj, Zur slawischen Lehnwörterkunde S. 13.

geschildert, dann die einzelnen Stände, Haus, Gastfreundschaft, Handel und Gewerbe, Küche. Der zweite, etwas grössere Teil enthält Gebräuche und Aberglauben von der Geburt bis zum Tode, Aberglauben und Wahrsagen vor und bei der Geburt, Mittel gegen Gebären toter Kinder, Haarschurgevatterschaft, Schutzmittel gegen Beschreiung des Kindes, vor Hexen, Alpen u. a.; weiter das Leben des Kindes, dessen Tracht, das Fest der Beschneidung, besonders ausführlich vom Unterricht und Schulbesuch; das Liebesleben, das mit Ausnahme angesehener, adeliger Familien verhältnismässig frei ist; Brautraub, Brautwerbung, Hochzeit usw. Vielfach ist der Text mit Zitaten aus der Volkspoesie und mit meist gelungenen Illustrationen geschmückt.

Seine 1903 ausgesprochene Ansicht von der Entwicklung der serbischen Volkspoesie in zwei Perioden, einer lyrisch-epischen bis zum 15. Jahrhundert und einer rein epischen seit Anfang des 16. Jahrhunderts (oben 15, 216), führt Andra Gavrilović in einem Aufsatz 'Der erneuerte Volksgesang. Ein Beitrag zur Erforschung des serbischen Volksliedes' (Glas der königl. serb. Akad. 72, 127 bis 168) weiter aus. In der zweiten Periode unterscheidet er a) die erneuerte epische Volkspoesie, d. i. Lieder mit früher besungenen Motiven, b) die unmittelbare oder neue, Lieder von neuen in das Leben des Volkes tief eingreifenden Persönlichkeiten. Er untersucht kurz jene aus der älteren Zeit übernommenen Stoffe, die vom Volke 'in ein neues, zeitgemässes Gewand gekleidet', 'umgesungen' wurden, namentlich die Lieder von dem Nationalhelden Kraljević Marko und der schicksalsvollen Schlacht am Amselfeld, dann einzelne epische Lieder, und sucht festzustellen, wie weit der alte Stoff in der neuen rein epischen Umarbeitung umgestaltet wurde und wo sich ältere Reste erhalten haben. Nach seiner Meinung hat eine ziemliche Anzahl Lieder der ersten Periode, wenn auch umgestaltet, den Niedergang der alten serbischen Staaten, wie auch des bisherigen Volksgesanges überlebt; die ersten historischen Persönlichkeiten, die unmittelbar in die epischen Lieder eindrangen, sind die Jakšiće und Zmaj Ogńeni Vuk, die auch die neue Art des Guerillakrieges beginnen. In den um Marko Kraljević gruppierten Liedern unterscheidet G. drei Gruppen: Lieder, die eine einzelne Heldentat Markos besingen (Markos Pflügen, Marko und der Falke), stärker umgearbeitete und umgestaltete (Uroš und die Mrńavčeviće, Marko Kraljević erkennt des Vaters Säbel, Markos Tod u. a.) und drittens Lieder aus heimischem und noch mehr fremdem Erzählungsmaterial. Ähnlich behandelt er die Lieder von der Schlacht am Amselfeld, von Ljutica Bogdan, Jug Bogdan und Jugs Söhnen. Auch bei den Liedern biblisch-legendaren Inhaltes (S. Peter und seine Mutter) nimmt er die gleiche Entwicklung an. Aus der ersten lyrisch-epischen Periode haben sich Reste in Makedonien und bei den Kroaten erhalten, woraus G. schliesst, dass jener Umschwung zugunsten der Epik im Zentrum des serbokroatischen Volkes stattfand. Gegen diese Ausführungen wendet sich scharf Jovan Tomić in einer längeren Abhandlung 'Über die serbischen epischen Volkslieder' (Srpski kńiževni Glasnik Bd. 19, auch besonders Belgrad 1907. 64 S.); er macht Gavrilović den begründeten Vorwurf, dass er seine Hypothese vom radikalen Umschwunge in der serbischen Volkspoesie als ein Faktum hinstelle, ohne dessen Gründe anzuführen, und bestreitet energisch, dass überhaupt solch ein Umschwung eingetreten, ja, dass er überhaupt in der Entwicklung der Volkspoesie möglich sei. Aus den von Peter Hektorović im 16. Jahrhundert aufgezeichneten Liedern darf man keinen allgemeinen Schluss auf den Charakter der epischen Lieder dieser Zeit ziehen. Wenn G. in einigen im östlichen Serbien aufgezeichneten historischen episch-lyrischen Liedern 'poetische Rudimente' aus der von ihm vorausgesetzten ersten Periode erblickt, so zeigt

Tomić, dass gerade in diesen Gegenden, wo starke Auswanderungen vor sich gingen, ein Verfall der epischen Poesie eingetreten ist. Dass überall das Leben der epischen Poesie in engem Zusammenhang mit den ethnischen Verhältnissen steht, hält er auch die in Makedonien aufgezeichneten Lieder für jüngere Erzeugnisse des 18. und 19. Jahrhunderts. Nach Hektorovićs Angaben über die von seinen Fischern gesungenen Volkslieder zeigt er, dass es schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts eine Sängerkaste gab, wie sie sonst erst in der zweiten Periode der Volksepik auftritt, und schliesst hieraus, dass bereits eine lange Entwicklung der serbischen Epik vorausgegangen war. Das historische Lied bewahrte seinen Charakter treu dort, wo es entstanden, wo jenes besungene Ereignis stattfand, so lange die ethnischen Verhältnisse die gleichen blieben; sobald es aber weiter getragen ward und aufhörte ein Teil der Lokaltradition zu sein, unterlag es starken Umgestaltungen und vermischte sich mit fremden Stoffen. Bei dem Stamme der Kučen in Montenegro haben sich historische Lieder aus ziemlich alter Zeit treu erhalten, während solche, die neuere Ereignisse besangen, vielfach verändert wurden, sobald sie ihre engere Heimat verliessen (Kraljević Marko, Starina Novak). Gewiss wird die Methode von Tomić viel eher zu sicheren Resultaten in der Erforschung der südslawischen Volksepik führen, als das Aufeinanderhäufen kühner Hypothesen, in denen Gavrilović hervorragt. — A. Gavrilović verfasste noch einen Aufsatz über die lyrische Poesie der Serben (Jahrbuch des Nik. Čupić 26, 196—221); er bespricht deren Einteilung durch Vuk St. Karadžić und Vuk Vrčević und versucht selbst eine Gruppierung und Charakteristik vom Standpunkte der formalen Ästhetik. — Einen kurzen Essai über die serbische volkstümliche Literatur überhaupt schrieb Pavle Popović (Srpski kniž. glasnik 18, 108ff. 191ff.). — Spezialuntersuchungen über einzelne Themen oder Helden der serbischen Volkspoesie sind nicht erschienen, ausser einem kleineren Aufsatz von Vladimir Ćorović (Archiv f. slav. Phil. 28, 629: 'Serbische Volkslieder über den Abgang der heiligen Sava zu den Mönchen', ein Nachtrag zu einer älteren Studie des Stojan Novaković ebd. 4, 317ff.), welcher das hohe Alter des Liedes sehr fraglich macht. Nicht unerwähnt soll die gründliche Abhandlung T. Matićs, 'Prosper Mérimées Mystifikation kroatischer Volkslieder' bleiben (Archiv f. slav. Phil. 28, 321ff. 29, 49ff.), wenn sie auch nicht direkt die Volkspoesie betrifft. Der Verfasser weisst die Entstehung der 'Guzla' nach und zeigt, wie Mérimée 'Milosch Kobilich' mit Hilfe eines Ragusaners aus einer Pariser Hs. besser übersetzte als Fortis und nach ihm Herder; auch bei der Übersetzung des Klagegesanges von der edlen Frau des Asan Aga war ihm ein der slawischen Sprachen kundiger Freund behilflich. Eine jüngst in Bosnien gefundene Variante des Klaggesanges erwähnt auch M. Murko in einer sehr bemerkenswerten Besprechung der Monographien von Dr. Ćurčin und Frl. C. Lucerna (oben 16, 215) im Archiv f. slav. Phil. 28, 351—385; er gibt hier nicht bloss zahlreiche Nachträge, sondern erläutert auch recht einleuchtend den Ursprung der Volkspoesie, besonders des Zehnsilblers im Westen des serbokroatischen Sprachgebietes. — Eine sehr gründliche Studie über die Metrik der serbokroatischen Volkslieder begann Prof. T. Maretić im 'Rad' der südslawischen Akademie 168, 1—112. In der Einleitung derselben weist er darauf hin, dass die bisherigen Erforschungen dieser Metrik auf Grundlage der Melodien zu keinen nennenswerten Resultaten geführt haben, und dass sich nicht alles in der Metrik aus musikalischen Gesichtspunkten erklären lässt, da in vielen Volksliedern die Melodie dem Versbau nicht entspricht; regelmässig gebaute Zehnsilbler, in denen der Wortakzent dem rhythmischen Akzent entspricht, gibt es nicht viele. Der Verfasser, der die Frage

nicht vollständig erschöpfen will, teilt nicht wie Vuk und Budmani den serbokroatischen Vers in Füsse, sondern in Glieder oder Silbengruppen, wie Wollner sagte, und scheidet nach der Anzahl dieser Glieder und Silben a) eingliedrige Verse, α) zu vier Silben, β) zu fünf Silben usw., b) zweigliedrige Verse, α) zu sieben Silben, β) zu acht Silben, und weiter nach der Zäsur 4 + 4, 3 + 5, 5 + 3 im achtsilbigen Vers usf. Dann untersucht er, inwiefern die 'Glieder' aus einem mehrsilbigen, bis sechssilbigen Worte, oder aus mehreren Wörtern bestehen, wo einsilbige Wörter stehen können u. ä. Das zweite Kapitel behandelt die metrischen und natürlichen Zäsuren, in Verbindung mit dem Satzbau, das dritte Silbenzahl, Kürzung und Verlängerung der Verse. —

Als Nachtrag zu Ćurčins Buch kritisiert St. Tropsch die deutschen Übersetzungen der serbokroatischen Volkslieder ('Rad' 166, 1—74) von F. A. Cl. Werthes an, besonders Kopitars, Grimms und der Talvj. In einem zweiten Aufsatz (Archiv f. slav. Phil. 28, 584ff.) weist derselbe Gelehrte nach, dass die neunzehn serbischen Lieder, die aus F. Försters 'Sängerfahrt' in Jakob Grimms 'Kleineren Schriften' abgedruckt wurden, eigentlich von Kopitar übersetzt und 1815 an Goethe geschickt sind, nur 'sprachlich verbessert, aber sachlich sehr häufig verschlechtert'.

Das Märchenstudium wird viel weniger gepflegt. Mehr als Kuriosität sei das Buch von M. Kušar 'Mythische Volkserzählungen, mit Einleitung und Kommentar' (Zara 1907. 157 S.) erwähnt. Der gute Mann glaubt noch heute mit Natko Nodilo ('Der alte Glauben der Serben und Kroaten' in zehn Bänden des 'Rad' der Agramer Akademie), dass das serbokroatische Volk seine von arischen Zeiten ererbten Mythen, ja einen nicht weniger reichen Olymp besass als die alten Griechen. 23 Märchen von der Polyphemsage bis zur Midassage versucht er mythisch zu erklären, treu seinem Agramer Meister folgend. Der Verfasser dieses von dem dalmatinischen literarischen Vereine preisgekrönten Buches scheint nicht die geringste Ahnung von den vergleichenden Märchenstudien zu haben, die doch auch bereits in der serbischen und kroatischen Literatur auftreten. — Das oben 1906, 213 angezeigte Buch 'Die Erzählung vom Mädchen ohne Hände' von Pavle Popović hat eine unerquickliche Polemik zwischen dem Autor und seinem Rezensenten Svet. Stefanović zur Folge (Zs. Delo 1906, Dezember 1907, Bd. 44, 128. 270. Srpski kňiž. Glasnik 1907, Bd. 18, 685. 770. 936). Der Rezensent bestreitet wohl mit Recht den näheren Zusammenhang der bulgarisch-makedonischen Erzählung mit dem altfranzösischen Romane La Manekine von Beaumanoir; auch korrigiert er Popovićs Ansicht von der Wichtigkeit der Übersetzungen der Miracoli und des Agapios für die südslawischen Volkstraditionen, da jene Volksmärchen jedenfalls älter seien als die Übersetzungen. — Der Referent untersuchte im 'Zbornik' der südslawischen Akademie 12, 1—48 die Geschichte von Ali Baba und den vierzig Räubern in den Volksüberlieferungen. Er verfolgt ihre verschiedenen Variationen bei den Balkanvölkern, dann auch bei anderen europäischen und aussereuropäischen Völkern, wo sie bisweilen mit anderen Märchenstoffen zusammenflossen, und weist nach, dass einige südosteuropäische Fassungen für die Öffnung der Höhle durch ein Zauberwort ein anderes Motiv einsetzen: die Räuber müssen bei dem Eintreten und Austreten aus der Höhle gezählt werden, der habsüchtige Bruder kommt um, weil er die Räuber nicht abgezählt hat. Dies Motiv kommt freilich noch in Sizilien, in Nordungarn, bei den Ruthenen und Slowaken und in einer deutschen Version (Am Urdsbrunnen 5, 151) vor, aber nicht statt jenes zauberhaften Öffnens der Höhle, sondern daneben, ausser in der ruthenischen und deutschen Fassung, wo der Schlüssel über dem Tore der Höhle versteckt ist und die Zauberworte fehlen. Dieser Schlüssel, der

noch in einer weissrussischen Fassung vorkommt, ist gewiss ein späterer Zusatz. Bisweilen lassen die Räuber in der Höhle eine Wache zurück, nachdem sie bemerkt, dass sie bestohlen werden. Möglicherweise ward dies Motiv von den späteren Erzählern des Gallandschen Textes selbständig eingefügt, obwohl es offenbar mit dem Abzählen der Räuber zusammenhängt. Wahrscheinlich war ausser dem von Galland zu Anfang des 18. Jahrhunderts niedergeschriebenen Textes im Osten noch ein anderer Text verbreitet, der statt des Motivs vom Öffnen der Höhle durch geheimnisvolle Worte ein anderes hatte: die Räuber hinterlassen eine Wache, und der habsüchtige Bruder kommt um, weil er die Räuber beim Verlassen der Höhle nicht gut gezählt hat, wie es ihm sein Bruder geraten hatte.

Neue Volksliedersammlungen sind ziemlich spärlich. Im 19. Bande des 'Glasnik' des Landesmuseums für Bosnien-Herzegowina werden die von L. Kuba gesammelten bosnischen und herzegowinischen Volkslieder und Melodien fortgesetzt (vgl. oben 17, 227). Eine andere selbständige Sammlung von Volksliedern aus demselben Lande gab Ivan J. Marunović heraus (Zara 1906. 106 S.). Die von St. Mažuranić gesammelten kroatischen (čakavischen) Volkslieder erschienen in dritter vervollständigter Auflage (Cirkvenica 1907. 251 S.). R. Strohal veranstaltete die zweite Auflage des ersten Bandes seiner kroatischen Volksmärchen (Karlstadt 1907. 280 S.).

Prag. Georg Polívka.

(Fortsetzung folgt.)

Paul Herrmann, Island in Vergangenheit und Gegenwart. Reise-Erinnerungen. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1907. 2 Teile. XII, 376. 316 S. 8°. 15 Mk.

Dass jetzt so viele Bücher über Island geschrieben werden, ist eine erfreuliche Erscheinung, denn ohne Zweifel ist im Publikum ein Bedürfnis danach vorhanden. Ist doch Island heutzutage ein beliebtes Reiseziel geworden, wenngleich wenigen soviel Zeit und Mittel zur Verfügung stehen, um dies wundervolle Stück Erde gründlich kennen zu lernen. Wer aber nur auf einer Vergnügungsfahrt, wie z. B. die Hamburg-Amerika-Linie sie veranstaltet, die Insel umschifft hat, in einige ihrer Fjorde eingedrungen ist und einen flüchtigen Eindruck von ihr erhalten hat, der hat ihren Zauber empfunden, und es stellt sich naturgemäss der Wunsch bei ihm ein, sich wenigstens daheim eingehender mit ihr zu beschäftigen. Das vorliegende Buch kann dabei helfen. Noch besser wäre es natürlich, seinen Inhalt als eine geistige Ausrüstung mit auf die Reise nach Island zu nehmen. Der Verfasser hat in seinem Werk viel Wissenswertes aus Natur, Geschichte, Literatur und Volksleben mit grosser Belesenheit zusammengetragen und in fesselnder Weise eigene Beobachtungen eingestreut.

Der erste Teil, 'Land und Leute', enthält 60 Abbildungen im Text und als Titelbild, in verkleinertem Massstabe, das von Benedikt Gröndal entworfene Gedenkblatt an die tausendjährige Jubelfeier der Besiedelung Islands, „das den Gefühlen und Vorstellungen der Isländer so sehr entsprach, dass es fast in jedem Hause anzutreffen ist“. In der Einleitung führt der Verf. den Plan seines Buches vor: Im Rahmen einer Reisebeschreibung sucht er seine Leser durch die Gegenüberstellung von Vergangenheit und Gegenwart über Land und Leute aufzuklären; besonderen Wert hat er darauf gelegt, ein anschauliches Bild von der Besiedelung

der Insel und der Einführung des Christentums zu geben und wenn auch nicht eigene Forschungen anzustellen, so doch sich Klarheit zu verschaffen über die wichtigsten Erscheinungen der isländischen Natur; der Abschnitt über diese letztere ist „im wesentlichen eine Übersetzung, Verarbeitung und Überarbeitung der zahlreichen Aufsätze Thoroddsens in isländischer, dänischer und schwedischer Sprache.“ Recht willkommen wird dem Leser die kurze Anleitung zur Aussprache des Isländischen sein, weil sie ihn in den Stand setzt, sich beim Lesen den Klang der Namen richtig vorzustellen. Da die Isländer keine Sachsen sind, beruht die Angabe, dass „hundur“ (Hund) werde wie hüntür, also d wie t gesprochen, wohl auf einem Druckfehler. Sehr wichtig ist die Regel: „Die Betonung liegt stets auf der ersten Silbe.“ Nicht ganz korrekt ist aber das, was Verf. über die Silbentrennung sagt, insofern als es heissen muss: „Zusammengesetzte Wörter müssen (nicht: können auch) nach den einzelnen Wortgliedern getrennt werden. Dementsprechend ist auch die Silbentrennung, wenigstens im ersten Teil, nicht richtig gehandhabt; ich greife nur ein paar Beispiele heraus; S. 100 landn-ámsöld, S. 135: Snæfellsj-ökull, S. 141: Magnúsd-óttir, anstatt land-námsöld, Snæfells-jökull, Magnúsdóttir usw. Indessen sind das ja nur Kleinigkeiten. Im ersten Kapitel finden wir eine recht unterhaltende Beschreibung der Reise von Kopenhagen bis Reykjavík, wobei auch Edinburgh gestreift wird; hier schildert Verf. aber die Tracht der Hochländer nicht ganz richtig: ich habe sie allerdings mit nackten Knien, aber nicht Tirolern gleich, in kurzen Hosen, sondern in kurzen, faltigen Röcken gesehen. In dieses Kapitel sind viele interessante Rückblicke auf die Islandfahrten in alter Zeit, auch mit Bezug auf die Frage nach der Identität von Thule und Island eingestreut. S. 42, wo von den Fuglasker oder Vogelschären, einigen Felseninseln an der Südküste Islands, die Rede ist, findet sich eine etwas unklare Ausdrucksweise, die leicht zu einem Missverständnis führen könnte: „Die nördlichste dieser vier Inseln heisst Eldey oder Mehlsack.“ Das könnte von Laien so verstanden werden, als hiesse Eldey auf deutsch Mehlsack. Eldey heisst aber, wie Verf. unmittelbar vorhergesagt hat, ‘Feuer’, also ‘vulkanische Insel’, und ‘Mehlsack’ haben dänische Seefahrer (vgl. Poestion, Island S. 78) den Felsen wegen seiner schmutzigweissen Farbe genannt.

Das zweite Kapitel, ‘Islands Natur’, ist hauptsächlich der Geologie gewidmet; dabei ist den Stätten im Innern Islands, wo nach dem Volksglauben sich Friedlose, Geächtete (útilegumenn) aufgehalten haben, besondere Beachtung geschenkt. Es folgt sodann ein kurzer Überblick über die Geschichte Islands von seiner Besiedelung bis auf den heutigen Tag; er schliesst mit dem ersten isländischen Minister Hannes Hafsteinn, dessen Bildnis beigefügt ist. Im vierten Kapitel berichtet Verf. von seinem ersten Aufenthalt in Reykjavík, von der Stadt, dem Leben auf den Strassen, der isländischen Nationaltracht und, was sehr interessant und dankenswert ist, von der isländischen Namengebung. Warum (S. 140) Olafur mit Ahnenerbe übersetzt ist, wird nicht erklärt. Auch der isländische Arzt der Neuzeit und des Altertums wird besprochen, darauf das Erziehungs- und Unterrichtswesen. Der Verfasser, selbst ein Gymnasiallehrer, hat in Reykjavík einer Abiturientenprüfung beigewohnt, auch teilt er den Stundenplan der Lateinschule mit. Bei der Darstellung der allgemeinen Bildung erwähnt er die treffende Äusserung Konrad Maurers, er sei gewohnt, auf ein ungläubiges Lächeln zu stossen, wenn er erzähle, dass der Durchschnittsgrad der allgemeinen Bildung auf Island viel höher sei, als der des gemeinen Mannes in Deutschland, von Frankreich oder England gar nicht zu reden. Nach der Lektüre von Herrmanns Buch wird der Leser sich wohl auf Maurers Seite stellen. Dann kommt Kunstindustrie

und Kunst an die Reihe, dem deutschen Leser wird zum ersten Mal ein Überblick über die Geschichte der isländischen Musik geboten, und er erfährt auch von dem Erwachen der Bildhauerkunst in Island.

Das fünfte Kapitel behandelt die Erwerbsverhältnisse auf Island: Landwirtschaft, Weidewirtschaft und Viehzucht, Fischerei und Jagd auf Seetiere, was volkskundlich sehr interessant ausgeführt ist, das sechste Kapitel einen vom Verfasser unternommenen Probeausflug nach dem Hvalfjörður, Reykholt und Þingvellir. Das siebente Kapitel gibt ein sehr gutes Bild von dem isländischen Hause und seiner Geschichte. Im letzten Kapitel erzählt Verf. von seinem zweiten Aufenthalt in Reykjavík und lässt darauf einen Abschnitt 'Island und Deutschland' folgen, der alte und neue Beziehungen dieser Länder zu einander betrachtet, die sich besonders in Handel und Literatur erkennen lassen. Verf. hat z. B. von 'Alt-Heidelberg', ins Isländische übersetzt, in Reykjavík eine sehr wohl gelungene Aufführung unter Mitwirkung isländischer Studenten gesehen. Er streift auch die Schauspielhäuser in Reykjavík und Akureyri und gibt den Inhalt eines Dramas von Indriði Einarsson an, der zugleich Dichter, Regisseur und Schauspieler ist. Mit einer Schilderung des geselligen Lebens in Reykjavík schliesst der erste Band; er ist u. a. mit den Bildnissen vieler hervorragender, jetzt lebender Isländer geschmückt.

Der zweite Teil 'Reisebericht' bringt 56 Abbildungen im Text, ein farbiges Titelbild, eine Übersichtskarte der Reiseroute des Verfassers und am Schluss mehrere sehr brauchbare Verzeichnisse über den Inhalt beider Teile. Der Verfasser hatte sich besonders die durchaus nicht leichte Durchquerung der Südküste und des Ostlandes zur Aufgabe gemacht, da eine solche, wie er sagt, von einem Deutschen noch nicht unternommen, wenigstens noch nicht beschrieben worden war. Thoroddsen dagegen hatte diese Gegenden schon in der ersten Hälfte der neunziger Jahre wissenschaftlich untersucht und beschrieben, doch sagt Verf., es komme ihm natürlich nicht in den Sinn, Thoroddsen irgendwie verbessern zu wollen. Diese Reisebeschreibung ist keineswegs einseitig geographisch abgefasst, sondern reich durchsetzt von Mitteilungen volkskundlicher, historischer und literarischer Art Viel Beachtung ist überall den alten Sagas geschenkt; wo Verf. den Schauplatz einer solchen erreicht, weiss er uns in fesselnder Weise von ihr zu unterhalten; so macht er den Leser mit dem Inhalt der herrlichen Njálssaga näher bekannt. Aus dem Inhaltsverzeichnis über die acht Kapitel dieses Bandes greife ich nur einzelnes heraus: Deutsche Lieder auf Island. Die Hekla als Eingang der Hölle ist ein Produkt des Auslandes. Ein färöisches und zwei isländische Volkslieder von Gunnarr (einem der Helden der Njálssaga). Geschriebene Zeitungen. Der Bezirk Öræfi, Volkskundliches. Odáðahraun als Schauplatz der Ächtersagen. Alter Herd in Svínadalur. Eine Sage über die Entstehung der Lavaströme am Mývatn. Verf. hat in diesen schwierig zu bereisenden Gegenden der Austur- und Vestur-Skaptafellssýsla noch viel Ursprüngliches angetroffen und uns vermittelt, doch sagt er nahe dem Schlusse seiner Arbeit: „Selbst in die Skaptafellssýsla wird im Laufe der Zeit das moderne Leben durchsickern. Eine Darstellung altnordischen Lebens tut uns Not, bevor alles gleichgemacht ist. — Noch bietet sich uns hier eine Gelegenheit, wie nirgends sonst in germanischen Ländern, das Altertum unmittelbar durch die Gegenwart zu erläutern; wie bald wird auch sie verschwunden sein! Ans Werk drum, ihr nordischen Philologen in Kopenhagen und Island! Noch ist es Zeit, die Aufgabe zu lösen, in 25 Jahren kann sie unwiederbringlich dahin sein."

Berlin. Margarete Lehmann-Filhés.

O. Heilig, Die Ortsnamen des Grossherzogtums Baden, gemeinfasslich dargestellt. Ein Beitrag zur Heimatkunde. Karlsruhe, Friedrich Gutsch (1906). X und 156 S. 8°. 3 Mk.

Ein verdienstliches und wertvolles Geschenk ist es, das der Verf. den Freunden badischer Volks- und Heimatkunde darbietet. Das Material ist dem topographischen Wörterbuch für das Grossherzogtum Baden (2. Aufl.) von Albert Krüger entnommen. Nicht alle Orte sind behandelt, sondern für manche Klassen ist nur eine Anzahl Belege gegeben worden. Die im Wörterbuch gegebenen Etymologien hat H. vielfach ergänzt oder durch andere ersetzt. Zuweilen wird man hier natürlich anderer Meinung sein können. Heidelberg wird S. 20 als aus Heidenberg, d. h. Berg, wo Heidekräuter stehen erklärt, zu ahd. heida 'Heidekraut', auf S. 77 wird es dagegen zu ahd. heida 'Heidbeere' gestellt. Welche der beiden Bedeutungen nimmt der Verf. nun an? Aber schliesslich ist das ja ziemlich gleichgültig. Doch hätte H. sich vielleicht darüber äussern können, ob er lautlichen Übergang von Heiden- in Heidel-, wie er etwa in Ougenweidi zu Ougelweidi, Heidenkorn zu Heidelkorn, DWb. IV, 2, 803 vorliegt, oder ob er spätere volksetymologische Angleichung an Heidelbeere annimmt. Zu erwägen wäre überhaupt, ob nicht etwa, nach einer mündlichen Äusserung Sütterlins, ein älteres Héidelberbèrg zugrunde liegt, wobei die mittlere schwach betonte Silbe vor der einen starken Nebenton tragenden letzten infolge der lautlichen Ähnlichkeit schwand.

Seinen Stoff gliedert der Verf. folgendermassen: Teil I. Wesen und Ableitung der Ortsnamen. a) Keltische (hier auch ein paar vorkeltische, die mit Vorsicht als ligurische angesetzt werden), b) romanische, c) deutsche; 1. Grundwörter (z. B. -ach, -bach usw.), 2. Bestimmungswörter (z. B. Zahlen- und Eigenschaftswörter wie Tri-berg, Breiten-bronn). Teil II. Sprachliche Entwicklung der Ortsnamen. a) Die offiziellen Ortsnamen (hier werden lautliche Erscheinungen wie Abschwächung voller Kompositionsglieder, die nicht den Hauptton trugen; Schwächung und schliesslicher Ausfall unbetonter Silben; Rundungen, Entrundungen; Kontraktionen; Assimilationen; Dissimilationen u. ä. behandelt). b) Die Ortsnamen in mundartlicher Gestaltung. Teil III. Volksetymologisches, Namensagen, Ortsneckereien. Es folgt ein Verzeichnis a) der vorkommenden Grundwörter, b) der vorkommenden Ortsnamen. Eine Anzahl Verbesserungen machen den Schluss.

In der Einleitung verweist H. auf die Wichtigkeit der Ortsnamenforschung — abgesehen von der für die Sprachgeschichte — für die Geschichte und Kulturgeschichte. Wir erhalten Aufschlüsse über die verschiedenen Völker, die das Land besiedelten: Ligurer (?), Kelten, Römer, Alemannen, Franken, und Schwaben, wie hinzuzufügen ist. Wir können 'die fortschreitende Kultur, die Urbarmachung und Bewirtschaftung des Landes, das Vorhandensein einstiger Tiere und Pflanzen, alemanische Sitte und fränkischen Brauch, die Einführung des Christentums . . . erkennen. Sie (die Ortsnamen) erzählen sogar von der Blüte und dem Verfall des Rittertums, von Kolonisation, von Kriegsnot, von Besitzungen, von Kirchen und Klöstern, von Zerstörung der Klöster und Burgen, von ein- und ausgegangenen Wohnstätten, von Neugründungen, von Anlagen von Strassen, Flussübergängen und Mühlen und dergleichen' (S. 4f.). Es ist nur schade, dass H. der Ausführung dieses interessanten Bildes keinen besonderen Abschnitt gewidmet hat, sondern dass man nun die Belege dazu sich mühsam an den verschiedensten Stellen zusammensuchen muss. Zu bedauern ist auch, dass er stets den freilich kleinen

Teil schwäbischen Landes um Bretten und Pforzheim herum überall zum fränkischen Gebiet gezogen hat. So tritt nicht deutlich genug hervor, welchen Anteil die Schwaben an den Ortsnamen gehabt haben. Überhaupt wäre, um mit meinen Wünschen fortzufahren, eine übersichtliche Zusammenfassung dessen, was etwa jedem Volksstamm eigentümlich ist, von Nutzen gewesen. Wobei ich anmerke, dass nun wohl endgültig durch Busch, Übersicht über die Ortsnamen im fränkischen Baden, Mannheimer Geschichtsblätter 2, Nr. 5, dessen Ausführungen sich H. zu eigen macht, mit der Legende von den fränkischen -heim und den alemannischen -ingen aufgeräumt ist. Und noch nach einer anderen Richtung hin hätte H.'s Arbeit nutzbringender gestaltet werden können. Es hätte untersucht werden können, bis wann etwa eine bestimmte Art der Namengebung in Kraft gewesen ist; also, lässt sich feststellen, bis wann etwa die der ältesten Schicht der Ortsnamengebung angehörenden -heim, -hausen, -ingen oder andere Zusammensetzungen ein namenbildendes lebenskräftiges Prinzip gewesen sind? Lässt sich das Aufkommen neuer Arten der Namenbildung erweisen? Weiter wäre erwünscht gewesen eine Zusammenstellung der in den Ortsnamen vorliegenden Personennamen, und auch hier hätte, wenn möglich, der Versuch gemacht werden können, den Anteil der einzelnen Stämme festzustellen, das Verschwinden alter, das Aufkommen neuer Eigennamen, was ja dann allerdings ein Vorstoss in die Personennamenforschung gewesen wäre. Das sind also alles noch Arbeiten, die gemacht werden müssen, und es könnte hier die skandinavische Ortsnamenforschung, die sehr rüstig vorwärts schreitet, zum Vorbild dienen. Zur Volkskunde in engerem Sinn gehört der dritte Teil des Buches. Besonders reichhaltig ist hier der Abschnitt über die Ortsneckereien ausgefallen, in denen der Humor, aber auch die Spottlust des Volkes sich voll ausleben. Ich bin in der Lage, demnächst eine — was das badische Unterland betrifft — umfassendere Sammlung solcher Neckereien vorlegen zu können, in denen ich zu manchen Namen eine andere Erklärung wie H. geben, zu anderen, bei denen bei ihm eine solche überhaupt fehlt, diese beibringen kann. Auch stehen mir für manche Orte, bei denen H. nur einen Spottnamen hat, mehrere zur Verfügung. Das soll aber kein Vorwurf sein; für H. fielen diese Ortsneckereien sozusagen nebenbei ab, ich habe sie besonders gesammelt. Bemerken will ich hier nur, dass seine Deutung des Namens für die Neuenheimer (einer Vorstadt Heidelbergs) 'Radel' als 'Unkraut im Getreide' kaum das Richtige trifft. 'Radel' steht hier in der Bedeutung 'Stock, Prügel' und geht auf die Rauflust der Leute. So heissen auch noch die Ziegelhäuser und Dilsberger, und ähnlich nennt man die Eberbacher nach den Knüppeln aus Eichenschälholz 'Schälklepperlin', und dass dies sich eben auf die Streitlust bezieht, geht daraus hervor, dass diese Knüppel auch 'Eberbacher Pistolen' genannt werden, 'weil sie alle Augenblicke losgehen'.

Vermisst habe ich auch des öfteren bei offenbaren Dialektwörtern, die zum mindesten dem nicht in den in Frage kommenden Dialekten bewanderten fremd sind, eine Erklärung. So fand ich für einige Wörter, die aus dem ja Heilig besonders vertrauten Taubergrund stammen, auch keine solche in seinen 'Beiträgen zu einem Wörterbuch der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes'.

Wenn ich angedeutet habe, dass H. noch mehr aus seinem Stoff hätte herausholen können, so hindert das die Anerkennung nicht, dass wir es mit einer verdienstlichen Arbeit der Ortsnamenforschung zu tun haben.

Heidelberg. Bernhard Kahle.

Oskar Dähnhardt, Natursagen, eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden, mit Beiträgen von V. Armhaus, M. Böhm, J. Bolte, K. Dieterich, H. F. Feilberg, O. Hackman, M. Hiecke, W. Hnatjuk, B. Ilg, K. Krohn, A. von Löwis of Menar, G. Polívka, E. Rona-Sklarek, St. Zdiarski u. a. Bd. 1: Sagen zum alten Testament. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner 1907. XIV, 376 S. gr. 8°.

Schon 1898 hat D. eine mit Beifall begrüsste kleine Sammlung naturgeschichtlicher Volksmärchen herausgegeben, d. h. Erzählungen, die einzelne Naturerscheinungen ätiologisch zu deuten suchen. Seitdem ist er bemüht gewesen, diese Arbeit zu einem umfassenden wissenschaftlichen Werke zu erweitern, und hat, von eifrigen sprachenkundigen Helfern unterstützt, die Sagen aller Völker der Erde durchmustert. Die auf diese Weise zusammengebrachte Stoffmasse, die mehrere Druckbände umfassen wird, hat er in Sagen, die an die Bibel anknüpfen, Sagen von Tieren und Pflanzen, von Himmel und Erde, vom Menschen geschieden und verheisst zum Schlusse eine Untersuchung über Wesen, Werden und Wandern der Natursagen, von deren Art unsere Leser bereits oben 16, 369 und 17, 1. 129 Proben erhalten haben. Der vorliegende erste Band enthält die Sagen zum alten Testament und erweckt durch Anlage und Ausführung die günstigsten Erwartungen für das Gesamtwerk.

Neben den rein ätiologischen Sagen, die lediglich zum Zwecke der poetischen Naturerklärung ersonnen sind, stellen die willkürlich ätiologischen die Belesenheit und den Scharfsinn des Erläuterers auf die Probe, d. h. Sagen, Märchen und Fabeln, die zu anderen Zwecken erfunden und später mit einem naturdeutenden Schluss versehen wurden. Solche willkürliche Naturerklärung tritt häufig in den Legenden hervor, die in den biblischen Berichten von Schöpfung, Sündenfall, Abels Tod, Sintflut u a. wurzeln und deren Grundgedanken mit dem üppigen Rankenwerke lebendig schaffender Volksphantasie ausschmücken oder überwuchern. In den kosmogonischen Vorstellungen der osteuropäischen und asiatischen Völker, ja selbst der Indianer Nordamerikas, zeigt der Verf. einen weitreichenden Einfluss der dualistischen Lehre der Iranier auf, der sich durch die Gnostiker, Manichäer, Bogomilen, vermischt mit babylonischen und indischen Elementen, bis in die Gegenwart fortgepflanzt hat: Gott erschafft die Erde vereint mit dem Teufel; dieser muss den Sand vom Meeresgrunde heraufholen, der sich auf Gottes Geheiss auf wunderbare Weise ausdehnt und den Teufel nötigt, die heimlich im Munde behaltene Erde auszuspeien; der Teufel überlässt Gott die lebenden Menschen, begehrt aber die Toten für sich. Wenn in diesen Erzählungen die eigentlichen Ätiologien spärlich auftreten und etwa nur die Entstehung der Berge, das Feuer im Stein, der gewölbte Froschrücken erläutert wird, so enthalten die folgenden Kapitel desto mehr davon. An der Erschaffung des Menschen hat nach arabischer Überlieferung auch Satan Anteil; andere Sagen führen den Husten und andere Krankheiten auf den Teufel zurück, der den von Gott als Wächter aufgestellten Hund durch das Versprechen eines Felles köderte und den Menschen bespie; auch hier scheint iranischer Einfluss vorzuliegen. Von Evas Erschaffung berichtet eine vielfach schon ins Schwankhafte übergehende Tradition, die auch Hans Sachs verwertete, dass Adams Rippe durch den Teufel oder einen Hund oder Affen gestohlen und durch den Schwanz des flüchtigen Räubers ersetzt wurde; daher hat das Weib manche teuflische oder hündische Eigenschaften. Zahlreich sind die Erzählungen vom Wetteifer des Teufels mit dem Schöpfer, welche die

Entstehung des Wolfes, der Ziege, der Distel und besonderer Teufelsmale an Tieren und Pflanzen erklären und natürlich den Teufel als den Geprellten darstellen; in anderen aber erscheint der Schöpfer ratlos und lässt durch die Biene den schlauen Widersacher belauschen oder ihm durch die Schwalbe das Feuer stehlen. Am Sündenfall hat ausser der Schlange auch der Pfau Anteil, mannigfach zeigen sich seine Folgen noch heute: alle Männer tragen den Adamsapfel an der Kehle, aus den Reuetränen der aus dem Paradies Verstossenen sind die Perlen und Duftkräuter entstanden; die Tiere und Pflanzen haben ihre Sprache verloren, weil sie Adam seine Sünde vorgeworfen haben; das Pferd muss den Pflug ziehen, weil der Teufel Adam beim Ackern störte, der heiteren Legenden von Adams Bart oder von Evas ungleichen Kindern nicht zu gedenken. Aus Abels Leichnam sind die Schäferhunde, in Noahs Arche die Katzen entstanden. Den ersten grauen Bart erhielt Abraham, weil Gott ihn von seinem Sohn Isaak unterscheiden wollte, den ersten roten Bart bekamen die Anbeter des goldenen Kalbes. Dem Wiedehopf verlieh Salomo eine Krone, wie er auch dem Seidenwurm den Maulbeerbaum zuwies. Und so könnte ich noch lange fortfahren, merkwürdige und sinnige Naturdeutungen aus diesem Bande aufzuzählen. Was ihm seinen besonderen Wert verleiht, ist erstens die reiche Fülle slawischer, lettischer und asiatischer Traditionen, die von westeuropäischen Sagenforschern noch nie verwertet wurden, und die ausführliche Wiedergabe dieses Materials, dann aber die Übersichtlichkeit und Klarheit der Darlegung der Zusammenhänge. Natürlich kann man hie und da Ergänzungen, z. B. aus der afrikanischen Sagenwelt, anbringen, vielleicht auch einige Herleitungen von Märchenzügen bestreiten; jedenfalls aber gebührt D. das Verdienst, eine sehr dankenswerte solide Grundlage für weitere völkerpsychologische und religionsgeschichtliche Forschungen geschaffen zu haben.

Berlin. Johannes Bolte.

Die Karpathen. Halbmonatsschrift für Kultur und Leben. Herausgeber Ad. Meschendörfer. Kronstadt, Siebenbürgen. Vierteljahr 4 Kronen.

Diese seit Oktober 1907 erscheinende Zeitschrift berücksichtigt auch die Volkskunde. August Jekelius, Die Siebendörfer bei Kronstadt, vergleicht Baulichkeiten, Einrichtungen und Gewohnheiten der dort wohnenden (mag.) Csángós mit denen der Rumänen und der später hinzugewanderten Szekler. Letztere und die Csángós stehen sich wunderlich fremd gegenüber, wie wenn sie nicht Angehörige desselben Volkes wären, welcher Umstand weitere Abweichungen veranlasst haben wird. „Sympathischer ist der Szekler; im Kampf ums Dasein wird der harte Csángó gewinnen". Ein paar hübsche Abbildungen sind beigefügt. Professor Ludwig Palacyi (Budapest) bringt einen Aufsatz 'Der Geist in der ungarischen Dichtung' und V. Tecontia-Băicoi Übersetzungen rumänischer Volkslieder. In den vorliegenden Heften sind auch Eduard Schullerus und Adolf Höhr vertreten. Von kleineren Mitteilungen seien 'Das Jubiläum des ungarischen Kräuterbuches' und die Besprechung von Julius Teutschs 'Prähistorischer Töpferei' genannt

Berlin. Elisabeth Lemke.

Eduard Meyer, Elemente der Anthropologie (Geschichte des Altertums, 2. Auflage, erster Band, erste Hälfte. Einleitung). Stuttgart und Berlin, Cotta 1907. X, 250 S. 4,50 Mk.

Der Abgeordnete v. Meyer-Arnswalde sagte einmal in seiner gemütlich-ironischen Weise: „Ethisch — das ist mir zu hoch; ethische Gesichtspunkte — das übersetze ich mir in polizeiliche!" Es ist etwas von dieser gesunden Nüchternheit in der Energie, mit der sein berühmter gelehrter Namensvetter in dem ersten Satz seines neuen Werkes beiläufig bemerkt: „die Anthropologie, d. h. die Lehre von den allgemeinen Formen menschlichen Lebens und menschlicher Entwicklung (oft auch missbräuchlich Geschichtsphilosophie genannt)". Allerdings lehnt M. die 'Geschichtsphilosophie' nicht (wie Dilthey) völlig ab; aber er will den Terminus auf das Philosophieren über die Geschichtswissenschaft eingeschränkt wissen (S. 180).

Dieser Geist nüchterner, ruhiger Sachlichkeit durchdringt und erfüllt das ganze Werk und macht es so originell wie wertvoll. Unbestechlich steht M. den schönsten Theorien gegenüber. Sie mögen von dem Rausch des Tages getragen werden, wie Preuss' Zauberkultus (S. 95f.), die Verallgemeinerung des „Mutterrechts" (S. 21) und die rasch begrabene Lehre von dem russischen 'Mir' als Abbild primitiver Zustände (S. 67); oder sie mögen von dem seelischen Bedürfnis der Jahrhunderte genährt werden: „der Glaube, dass die Kultur der Menschheit ständig fortschreite, beruht nicht auf geschichtlicher Erfahrung" (S. 179).

Insbesondere wahrt M. sich seine Selbständigkeit auch gegenüber den religionsgeschichtlichen Theorien; und ich glaube, dass er hier sogar in dem Skeptizismus gegenüber einer Reihenfolge von Zuständen zu weit geht, für die neben zahlreichen Zeugnissen psychologische Wahrscheinlichkeit spricht. Gewiss aber tut er gut, zu betonen, dass bestimmte „primitive Zustände" nicht notwendige Durchgangsstadien der Entwicklung gewesen zu sein brauchen. „Es liegt gar kein Grund für die weit verbreitete Annahme vor, dass diese Völker, die zu Kulturvölkern erwachsen sind, in ihrer Vorzeit jemals auf der Kulturstufe der Nordamerikaner oder der Neger (oder gar auf der der Mexikaner) gestanden haben müssten" (S. 95). Und von gleicher methodischer Wichtigkeit ist die Bemerkung von dem Nebeneinander der Vorstellungen (S. 93—94): dass ganz dieselben Handlungen bald rituell, bald im Dienst des Alltagslebens vollzogen, ganz dieselben Erscheinungen bald mythisch bald natürlich erklärt werden.

Je mehr aber die Entwicklung fortschreitet, desto mehr erkennt doch M. spezielle Entwicklungsstufen an. Das fortschrittfeindliche Verhalten der Religionen (S. 135. 143), das Wesen der Reformatoren (S. 147), der Charakter der Bibeln und ihr Verhältnis zur Tradition (S. 158) sind überall wesentlich gleichartig, ebenso wie die Grundmächte des historischen Geschehens überhaupt: die Wechselwirkung allgemeiner und individueller Motive (vgl. S. 171).

M. verhält sich daher auch gegen materialistische Doktrinen so ablehnend wie gegen idealistische. „Natur und Geographie sind nur das Substrat des historischen Lebens der Menschheit" (S. 65). Besonders wohltuend wirkt auch (wie in Gottls famoser Verteidigung der Geschichtswissenschaften) der Nachweis, wie viel „exakter" wir rechnen als die Herren Naturforscher (S. 241), und der mutige, von vielen von uns längst gehegte, aber zu selten ausgesprochene Zweifel gegenüber den geologischen Jahrtausendprotzereien (S. 244).

Freilich hat schliesslich auch M. selbst seine Theorien, an denen er vielleicht zu positiv hängt. Bezeichnend ist vor allem die Lehre, dass der Staat der eigent-

liche Vater aller historischen Gebilde sei, älter als die nur von ihm aufrechterhaltene Sitte (S. 33), als das Volkstum (S. 76), vor allem auch älter als die blutsverwandtschaftlichen Verbände (S. 11 f.). Vielleicht ist hier doch die uralte Frage, was älter sei, Eichel oder Eiche, zu entschieden beantwortet; aber auch der grösste Gelehrte steht eben unter dem Zwang des Kausalitätstriebs, „der jede Erscheinung als Wirkung einer Ursache aufzufassen zwingt“ (S. 85) — auch der, der so mutig wie M. die Macht des Zufalls (S. 182 f.) betont!

Auf sicherem Boden bewegt sich wieder der letzte Teil, der die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung (S. 206 f.) behandelt. Wichtig und fruchtbar ist insbesondere die Erkenntnis, dass alle Geschichtsforschung von der Gegenwart ausgeht (S. 189, vgl. S. 209). Tradition, Schrift, historische Literatur werden als Stufen der Geschichtsüberlieferung beleuchtet; und der grosse Historiker, der schon durch seine ungeheure philologische Sprachkenntnis vor anderen Universalhistorikern (S. 248 f.) einen gewaltigen Vorsprung hat, weiss neues auch über die Entstehung der Schrift zu sagen: „Den Ausgangspunkt [für die symbolische Darstellung] bildet die Zusammenfassung eines fortschreitenden Vorgangs, z. B. eines Kriegszuges, eines Festes, einer Weihung an die Gottheit“ (S. 211). Oder er gewinnt für die Beurteilung des traditionellen Abschreibens (S. 230) neue Gesichtspunkte. Hingegen sehe ich nicht, inwiefern Thukydides durch die berühmten 'Reden' seiner Personen aller späteren Darstellung überlegen sei: wem ist es denn benommen, die gleiche Fiktion wieder einzuführen, wenn sie wirklich so viel bedeutet?

Gegenüber den vielen spekulativen Versuchen bedeutet Meyers Buch vor allem eine förderliche Kassenrevision unseres theoretischen Wissens. Der Verf., der gelegentlich auch auf die neuesten Erscheinungen, wie Dietrich Schäfers Weltgeschichte der Neuzeit oder Breysigs Urgeschichte der Menschheit, schon Bezug nimmt, hat schwerlich irgend eine der auf diesem Gebiet so wild wuchernden Theorien übersehen, manche wohl auch zu rasch polemisch abgetan, aber keine in dem Wahn der Alleinherrschaft bestehen lassen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Richard Schmidt, Fakire und Fakirtum im alten und modernen Indien. Mit 87 farbigen Illustrationen. Berlin, H. Barsdorf. 1908. VI u. 229 S. 8 Mk.

Für die indischen Fakire ist gerade jetzt ein neues Interesse erwacht, von dem auch Schmidts Zitate aus Meyerinks u. a. Aufsätzen Kunde geben. Die Berührungen mit dem abendländischen Okkultismus und Spiritusmus sind aber nicht das Einzige, was diese noch unerklärten Erscheinungen wichtig macht. Man darf wohl sagen, dass der indische Fakir den Gipfelpunkt jenes Typus darstellt, den wir überall auf frühen Kulturstufen als Schamanen, Medizinmann, volkstümlichen Heiligen antreffen. Nur ist das Spezifische dies, dass die zaubermässige Askese in Indien gänzlich auf allgemeine Zwecke gewandt wird, während sie sonst auf einzelne, bestimmte Zwecke gerichtet ist. Der Fakir kasteit sich, um in den Besitz geistiger Wunderkräfte zu gelangen, indem er den Geist von den Banden der Seele befreit; dann sitzt er wie ein Geizhals auf seinem Gnadenschatz, bis er ihn auf irgend einen lächerlichen Zufall hin verpufft, wie die Legende von Wiswāmitra mit so groteskem Ernst erzählt.

Schmidt hat in fleissiger Vergleichung verschiedener Berichte den Schwebezustand festgestellt, in dem sich die Fakire zwischen wirklicher Verzückung, Autosuggestion und -Betrug befinden. Sind auch die Europäern vorgeführten Exempel — vor allem die beiden Sterbekünstler von der Budapester Milleniums-Ausstellung — leider zumeist von der letzten Art, so lassen doch andere Berichte an den erstaunlichen Ergebnissen einer jahrelangen systematischen Abtötung nicht zweifeln. Was hierbei tatsächlich geleistet wird, geht über alle Heldentaten christlicher Askese weit heraus, macht aber eben darum doch manchen legendarischen Bericht, der sonst unglaublich schiene, glaubhaft.

Die naive Tendenz zur Abtötung des Körpers als des bösen Feindes wird in der Yoga-Philosophie mit indischer Pedanterie systematisiert; der Verf. handelt daher ausführlich auch über diese und die von ihr vorgeschriebenen Stufen. — Beigegeben sind interessante Abbildungen der Büsserstellungen, die auch wieder die merkwürdige Wechselwirkung zwischen geistlicher Praxis und hieratischer Kunst illustrieren, auf die neuerdings z. B. Wundt wieder hingewiesen hat. — Der Ton des Verf. ist jedenfalls eher rationalistisch als in dem heut vorgeschriebenen mystischen Halbdunkel gehalten.

Berlin. Richard M. Meyer.

Népmesék Heves-és Jász-Nagykun-Szolnok-Megyéből. gyüjtötte Berze Nagy János. Jegyzetekkel kisérte Katona Lajos. (Volksmärchen aus dem Heves- und Jász-Nagykun-Szolnokkomitat, gesammelt von J. Berze Nagy. Mit Anmerkungen begleitet von L. Katona). Budapest. Az Athenaeum Részvény-tarsulat tulajdona. 1907. XIX, 584 S. 8°.

Es sind Paloczenmärchen, die uns der neueste (9.) Band der schönen Sammlung Magyar Népköltési Gyüjtemény bietet, der sich von seinen Vorgängern dadurch unterscheidet, dass er nicht Volksdichtungen aller Art, sondern nur Märchen bringt. Eine überraschende Fülle (88) schönster Märchen (65 von ihnen entstammen einem einzigen Dorf) schenkt uns der Herausgeber J. B. Nagy, ein Schüler des ausgezeichneten Kenners ungarischer Volksmärchen L. Katona, der selbst das Werk mit seinen Anmerkungen und einer kurzen Vorrede bereichert hat und dessen Name schon für die Treue und absolute Zuverlässigkeit der Aufzeichnungen bürgt. Die Sammlung ist die reichhaltigste, die wir bisher in der ungarischen Volksmärchenliteratur besitzen; die meisten Typen der ungarischen Märchenwelt sind in ihr vertreten, und zwar in gut erzählten Stücken, wie denn überhaupt diese Märchen zu den besterzählten der ungarischen Volksmärchenliteratur gehören.

Zur kurzen Orientierung über die interessante Sammlung sollen zum Schluss die Nummern, die sich mit bekannten Märchen berühren, aufgeführt werden. Einige bemerkenswerte Zusammenstellungen von Märchenmotiven, die einzeln wohl bekannt, aber so zusammen verwebt wohl selten angetroffen werden dürften, mögen hier besonders hervorgehoben werden. Nr. 11: Die drei Mädchen bei der Hexe mit den drei Töchtern (vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 467 u. 547) und das Aschenbrödelmotiv. — Nr. 23: Allerleirauh. Mädchen ohne Hände. Legende von Jesus und Petrus, die im Hause einkehren, wo ein Kind geboren wird. Goldhaarige Jungfrau. — Nr. 30: Lieb wie Salz und Allerleirauh. — Nr. 31: Märchen

vom Jüngling, der seinen Traum nicht erzählen will, und von der treulosen Gattin. — Einen reizvollen Einblick, wie ein echter Märchenerzähler einen fremden Stoff sich ganz zu eigen macht, ihn gleichsam noch einmal nachdichtet, gewährt uns Nr. 26, dem ganz offenbar unsere Grimmsche Gänsemagd Nr. 89 zugrunde liegt. Schritt für Schritt wiederholt die alte ungarische Bäuerin unser Märchen, kaum dass einmal eine Kleinigkeit vergessen wird, bis auf den Schluss, der der Erzählerin anscheinend entfallen ist; denn wie die Prinzessin dem Eisenofen ihr Leid klagt, bleibt fort; vielleicht hat sie sich das nicht gut vorstellen können; denn einen eisernen Ofen mit einer Röhre dürfte die alte Frau kaum je gesehen haben. So lässt sie den alten König nur die Magd auf der Weide und dem Heimweg belauschen; der zieht die böse Kammerjungfer (hier im Ungarischen ist es die 'gubernat', korrumpiert aus Gouvernante) zur Verantwortung, und sie gesteht alles. Aber trotz aller Treue gegen die Vorlage (heisst doch sogar das Pferd 'faladár ló' [ló = Pferd], ohne dass die Erzählerin angeben konnte, was dieses faladár bedeuten sollte), wie fein hat die alte Frau alles nachempfunden und psychologisch zu erklären versucht! Nur ein Beispiel dafür: unser Kürdchen ist bei ihr zu einem 17 jährigen Burschen geworden, der die schöne Gänsemagd liebt. Wenn sie nun auf der Wiese sitzt und der Wind in ihren goldenen Haaren spielt, da muss er immer hinschauen, und das Herz tut ihm weh. Wenn er nur eine Strähne erwischen könnte! In seine Westentasche würde er sie dann stecken und am Feierabend, wenn er allein ist, hervorholen und küssen und liebkosen! Dass der alte König vor Lachen fast platzt, als er sieht, wie der Hirtenbube seiner Mütze nachlaufen muss, zeigt, wie anschaulich die Erzählerin alles vor sich sieht. So könnte man noch vieles anführen. Aber vielleicht geben die beiden Beispiele einen kleinen Begriff von der gemütvollen, lebendigen Erzählweise dieser Märchen. Ein eigener Zauber ruht auf ihnen, und selbst die altvertrauten Märchengestalten erscheinen uns mit eigenartigem Leben erfüllt in neuem Licht.

Eine hervorragende Bedeutung beanspruchen die Anmerkungen. L. Katona hat darin sämtliche ungarische Varianten der betreffenden Märchen zusammengestellt, so dass damit jedem, der sich mit ungarischen Märchen beschäftigt, ein unschätzbares Orientierungsmittel an die Hand gegeben ist. Hinweise auf ausländische Sammlungen ergänzen diese Zusammenstellung aufs dankenswerteste. Zu Nr. 1 u. 2 vgl. Köhler 1, 292. Grimm 91. — Nr. 3 Schluss: Erlösung der verwünschten Prinzessin im Sarg. — Nr. 6: Grimm 191. — Nr. 9; 34 u. 68: Grimm 57 u. 97. — Nr. 10: Gr. 21. — Nr. 12: Grimm 29. — Nr. 13: Treulose Schwester und Drachentöter, Köhler 1, 304. — Nr. 14 u. 64: Recht und Unrecht (Gr. 107 u. Köhler 1, 281) und Drachentöter. — Nr. 16: zum Anfang Köhler 1, 440: Knabe mit der jungen Schlange. Wunderbare Hunde: Alleswissend, Starkwieeisen, Schnellwiederwind (Köhler 1, 304). — Nr. 17 u. 36: Tierschwäger; zu 17 u. 7: Seele des Drachen im Ei, Köhler 1, 161. — Nr. 19, 20, 21: Gr. 56 u. 193; Köhler 1, 161; zu 21 auch Gr. 92 u. Köhler 1, 308. — Nr. 24: Neidische Schwestern; Gr. 96. — Nr. 25: Gr. 31. — Nr. 27: Zitronenjungfrau. — Nr. 28 u. 29: Gr. 25. — Nr. 33 u. 35: Schwanenjungfrau. — Nr. 37: Gr. 4. — Nr. 38: Wunderbare Gefährten: Läufer, Fernseher, Weitschleuderer, Vielesser, Frostmann. — Nr. 39: Gr. 90. — Nr. 41: Meisterdieb. — Nr. 42 u. 43: 99 bzw. 7 Brüder bei der Hexe mit ihren Töchtern (Köhler 1, 467 u. 547.) — Nr. 44 u. 45: Gr. 11. — Nr. 46: zum Anfang Gr. 15. — Nr. 47: Gr. 47. — Nr. 48: Gr. 122. — Nr. 49 u. 50: Gonzenbach Nr. 35. — Nr. 51: Gr. 52. — Nr. 52: Köhler 1, 428 (Prinzessin und Schweinehirt). — Nr. 53 u. 54: Gr. 133. —

Nr. 56: Schluss von Gr. 121. — Nr. 58: Gr. 60. — Nr. 59: Merkwürdige Märchenvariante der Gregorlegende. — Nr. 61: Gr. 36. — Nr. 62 u. 63: Gr. 110. — Nr. 65: Köhler 1, 330ff. (Grindkopf). — Nr. 66: Gr. 63. — Nr. 69: Dankbarer Tote und Prinzessin mit bösem Geist in Verbindung (Köhler 1, 225). — Nr. 70: Gr. 129. — Nr. 71: Cymbelinemotiv. — Nr. 72: Gr. 98. — Nr. 73 u. 74; Mensch und dummer Teufel. — Nr. 75: Vertrag wegen Lüge. — Nr. 76: Dumme Frau. — Nr. 85: Häufungsmärchen. — Nr. 86: Lügenmärchen. — Nr. 87: Köhler 1, 410 (im Fass vom Wolf heimgeschleppt).

Berlin. Elisabet Rona-Sklarek.

M. Winternitz, Geschichte der indischen Literatur, 2. Halbband. Leipzig, Amelang. 1908. XII und S. 259—505. 3,75 Mk.

Wer etwa mit schnell fertigem Urteil die Winternitzsche Literaturgeschichte (vgl. oben 15, 363) verdammen wollte, würde damit beweisen, dass er die Vorrede dazu nicht gelesen hat. Dort gibt der Verfasser in ganz unzweideutiger Art den Zweck seiner Arbeit an: der Idee des Verlegers entsprechend, richtet sie sich nicht an gelehrte Kreise, sondern an die Gebildeten der Nation, also an Leser, die noch keinerlei indologische Fachkenntnisse besitzen, sich aber trotzdem mit der Literatur so vertraut machen wollen, als es ohne das Studium des Sanskrit überhaupt möglich ist. Winternitz hat dabei ernste Leute im Auge, nicht solche, die bloss einmal eine müssige Stunde totschlagen möchten; und so kommt es denn, dass auch der Indologe bei der Lektüre auf seine Rechnung kommt, indem in den Anmerkungen eine ganze Menge Literaturangaben zu finden sind und auf die wissenschaftliche Seite der Untersuchung besonderer Nachdruck gelegt wird. Gewiss: im wesentlichen haben wir auch hier vorwiegend Literaturbeschreibung, nicht Literaturgeschichte, weshalb Auszüge und Übersetzungen einen sehr breiten Raum einnehmen. Wer aber in die Verhältnisse eingeweiht ist, der weiss auch, dass die indische Chronologie im allgemeinen und für den hier behandelten Gegenstand ganz besonders im Argen liegt, so dass man nicht imstande ist, auch nur ein einziges der in Betracht kommenden Werke wenigstens dem Jahrhundert nach festzulegen! Ist damit die schönste Gelegenheit zu erneuten Untersuchungen und zur Aufstellung von allerlei Hypothesen gegeben, die in erster Linie den Fachmann interessieren, so hat Winternitz — gewiss mit Recht — die Laien nicht mit einem dürren „Ignorabimus“ abspeisen wollen, sondern hat den Fragen nach dem Alter der grossen Epen, der Purāṇas usw. grössere Abschnitte gewidmet, als man sonst in einem populären Buche erwarten sollte. In richtiger Charakterisierung der tatsächlichen Verhältnisse hält er es für „notwendig, die Grenzen abzustecken, innerhalb deren sich unser — Nichtwissen bewegt.“ Den bei weitem grössten Teil des Buches füllen die Untersuchungen über das Mahābhārata. Nach einer Einleitung über die Anfänge der epischen Dichtung in Indien, die bis in die vedische Zeit hinauf reicht, gibt uns W. die Haupterzählung des grossen Epos, verbreitet sich über die Fabeln und Parabeln, die didaktischen Abschnitte usw., bespricht den Harivaṃśa, den bekannten Anhang zum Mahābhārata, und kommt schliesslich auf das Alter und die Geschichte desselben zu sprechen. Dann folgt die Untersuchung über das Rāmāyaṇa und schliesslich die über die Purāṇas. Ein sehr ausführliches Register erhöht die Brauchbarkeit des Buches — freilich in erster Linie oder wohl ausschliesslich in den Händen des Fachmannes.

Möchte Winternitz mit seiner Literaturgeschichte in den Kreisen der Laienschaft recht viele Freunde werben! Denn was nützt alle Wissenschaft, wenn ihre Resultate der Allgemeinheit unzugänglich bleiben? Die Fachgelehrten aber müssen schon noch auf den Herkules harren, der den Augiasstall säubert und eine Sanskrit-Literaturgeschichte oder doch wenigstens eine Sanskrit-Bibliographie schreibt.

Halle a. S. Richard Schmidt.

Notizen.

J. Bernstein, Jüdische Sprichwörter und Redensarten, gesammelt und erklärt unter Mitwirkung von B. W. Segel. Zweite vermehrte Auflage, mit gegenüberstehender Transkription, Index und Glossar. Warschau 1908 (Frankfurt a. M., J. Kauffmann). XV, 294, 329, 84 S. geb. 10 Mk. — Nahezu 4000 Sprichwörter der russischen, polnischen und galizischen Juden legt uns der durch seine grossartige Sprichwörter-Bibliographie (1900) wohlbekannte Verf., der bereits zu Wanders deutschem Sprichwörterlexikon viel Material beisteuerte, in splendider Ausstattung vor. Die Anordnung ist alphabetisch nach den Stichworten; der jüdisch-deutsche Text nebst den Erläuterungen wird sowohl in hebräischen Lettern wie in Antiqua gegeben. Einen besonderen Wert erhält die reichhaltige Sammlung durch das beigefügte, mit Etymologien und Sacherklärungen sorgsam ausgestattete Glossar.

F. J. Bronner, Von deutscher Sitt' und Art. Volkssitten und Volksbräuche in Bayern und den angrenzenden Gebieten, im Kreislauf des Jahres dargestellt. Mit einem Anhang über Friedhöfe und Freskomalerei. Buchschmuck von Fritz Quidenus. München, M. Kellerer. VIII, 360 S. 4 Mk. — Der Verf. sucht sein Publikum unter der reiferen Jugend, der er in der Form von abendlichen Gesprächen einer Familie Volkskunde vorträgt. Dabei weiss der Vater seinen Kindern nicht nur die Festbräuche der bayrischen Heimat sinnig zu erklären, sondern zieht auch fleissig die neuere volkskundliche Literatur herbei. Das Buch ist, ein paar Versehen abgerechnet, mit Geschick geschrieben und enthält auch einige selbständige Sammlungen (S. 246 Grabschriften, 307 Hausfassaden); doch scheint der Stoff für den pädagogischen Zweck etwas zu reichlich bemessen. Die Erörterung von Haus und Hof, Geburt, Hochzeit und Tod musste deshalb auf einen späteren Band verschoben werden.

A. de Cock en J. Teirlinck, Kinderspel en kinderlust in Zuid-Nederland, 7. deel: XIII. Kind en kalender. XIV. Kind en school. XV. Kind en muziek. Gent, Siffer 1907. 308 S. — Der neue Band enthält zahlreiche Lieder zum Neujahrs-, Dreikönigsfest, zur Fastnacht, zum Martins-, Nikolaustag, für Feiern und Spiele der Schüler, Abzählverse, die heiligen Zahlen 1—12, Abc-reime u. a. und beschreibt die Musikinstrumente der Kinder, Flöten, Schnarren, Rummeltopf usw.

O. Colson, Table générale systématique des publications de la Société liégeoise de littérature wallonne (1856—1906). Liège, H. Vaillant-Carmanne 1908. XX, 301 S. — Eine 1386 Nummern umfassende genaue Übersicht über das Bulletin, Annuaire und sonstige Veröffentlichungen der Gesellschaft.

H. Diels, Beiträge zur Zuckungsliteratur des Okzidents und Orients I: Die griechischen Zuckungsbücher (Melampus περὶ παλμῶν). Abh. der Berliner Akademie 1907. 42 S. 4°. — Deutungen des Ohrenklingens, Augenlidzuckens und anderer unwillkürlicher Zuckungen sind bereits bei Theokrit und Plautus bezeugt und nicht viel später in ein förmliches System gebracht. Einen dem Seher Melampus zugeschriebenen griechischen Traktat, der in drei verschiedenen Fassungen überliefert ist, gibt D. hier in vorzüglicher Weise heraus und verheisst, in einem zweiten Teile auf die späteren orientalischen Wahrsagungsbücher dieser Gattung einzugehen.

A. Ehrenzweig, Die Scheinehe in europäischen Hochzeitsbräuchen (Zeitschrift f. vergl. Rechtswissenschaft 21, 267—287). — Die indische Scheinehe mit einer Pflanze oder einem Tier ist entweder Ersatz für eine wirkliche Ehe oder geht dieser vorher, um Unheil vom wirklichen Gatten abzuwenden; der Baum wird dann gefällt, der Hahn geschlachtet.

Diesen Brauch sucht E. auch bei den Osseten, den alten Griechen und Römern und auch im heutigen Böhmen (die 'alte Braut'; Tannenzweig mit Schleier und Myrte vor der Trauung verbrannt) nachzuweisen.

Jacques Faïtlovitch, Proverbes abyssins traduits, expliqués et annotés. Paris, P. Geuthner 1907. 86 S. — Enthält 120 abessinische Sprichwörter, unter denen viele gereimt sind, mit Übersetzungen und sprachlichen Erläuterungen. Die Einleitung orientiert über die amharische Sprache.

W. Fehse, Der Ursprung der Totentänze. Mit einem Anhang: der vierzeilige oberdeutsche Totentanztext, cod. pal. 314, Bl. 79a. Halle, M. Niemeyer 1907. 58 S. 1,60 Mk. — Eine verdienstliche Untersuchung des in mehreren Hss. und Blockbüchern des 15. Jahrhunderts erhaltenen vierzeiligen oberdeutschen Totentanztextes, der als Unterschrift einer Bilderfolge entstanden und auf eine lateinische Vorlage in gereimten Hexametern zurückzuführen ist. In dieser führen die Toten (mortis caterva, mortis consortes, corisantes, distorti), nicht der personifizierte Tod, 24 Vertreter menschlicher Stände zu ihrem Reigen, im Anschluss an die alte, noch in Goethes Gedicht fortlebende Volksvorstellung vom Tanze der Toten. Die oberdeutsche Bearbeitung freilich, die Fehse (Zs. f. dtsch. Phil. 40, 67 92) seither neu ediert hat, macht aus dem Totengerippe den Tod und legt ihm eine (in der lateinischen Dichtung fehlende) Aufforderung zum Tanze in den Mund, wie dies auch in der achtzeiligen französischen Danse macabre von 1425 der Fall ist, die Seelmann 1893 als Grundlage des spanischen und des niederdeutschen Lübecker Totentanzes erwiesen hat.

Rosa Fischer, Oststeirisches Bauernleben, mit einer Vorrede von Peter Rosegger. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Graz, Leykam 1906. 3 Bl., 292 S. 3,50 Mk. — Die schlichte und anschauliche Schilderung des oststeirischen Bauernjahrs, in die auch Kapitel über Hochzeit, Begräbnis, religiöse Vorstellungen, Kinderspiele, Sangesfreude usw. eingeschaltet sind, zeugt von der warmen Heimatliebe der bäuerlichen Verfasserin ebenso wie von ihrer beachtenswerten Darstellungsgabe.

A. Freybe, Grabschriften für den christlichen Friedhof in Wort, Spruch und Lied. Berlin, Trowitzsch & Sohn 1907. 137 S. 2 Mk. — Das Buch vereinigt historische und praktische Zwecke. Nachdem F. eine lehrreiche Reihe geschichtlich denkwürdiger lateinischer und deutscher Grabschriften vom 4. bis 19. Jahrhundert vorgeführt hat, gibt er eine Auswahl von Bibelsprüchen und 736 alphabetisch angeordnete Grabschriften aus der kirchlichen und Volksdichtung, sowie ein Sachregister.

F. Giese, Der übereifrige Chodscha Nedim, eine Meddâh-Burleske türkisch und deutsch mit Erläuterungen zum ersten Male hsg. Berlin, Mayer & Müller 1907. X, 33, 25 S. (Türkische Bibliothek, hsg. von G. Jacob, 8). — Ein interessantes Beispiel für die durch Jacob (oben 16, 457) charakterisierten komischen Vorträge türkischer Berufserzähler aus einem Konstantinopler Mscr. Vier tölpelhafte Klienten, ein Armenier, ein Albanese, ein Laze und ein Jude, bedrängen gleichzeitig den Rechtsgelehrten Nedim, so dass dieser schliesslich verrückt wird und ins Irrenhaus kommt.

F. Heinemann, Aberglaube, geheime Wissenschaften, Wundersucht, zweite Hälfte. (Bibliographie der Schweizerischen Landeskunde 5, 5: Kulturgeschichte und Volkskunde der Schweiz). Bern, Wyss 1907. XXVIII und S. 241—591. — Rasch ist dem oben 17, 357 angezeigten ersten Beginn von Heinemanns vortrefflicher Bibliographie des Aberglaubens der Abschluss gefolgt; er enthält die Abteilungen Medizin-Aberglaube bis Wunder, dazu Nachträge und ein Personenregister und erweist sich weit über die Grenzen der schweizerischen Volkskunde als ein sehr nützliches Hilfsmittel unserer Wissenschaft. Möge der Vf. mit gleicher Rüstigkeit und Akribie uns die übrigen vier Bände bescheren, welche die Literatur der Rechtsanschauungen, Sagen, der Gebräuche, Sprichwörter usw. verzeichnen sollen!

W. Hertz, Aus Dichtung und Sage. Vorträge und Aufsätze, hsg. von K. Vollmöller. Stuttgart, Cotta Nachf. X, 219 S. 3 Mk. — Dankbar begrüssen wir diese Sammlung zumeist in Zeitungen verstreuter Aufsätze aus den Jahren 1864—1888, welche dieselbe Verbindung von solidem Quellenstudium und Anmut der Form zeigen wie die 1905 durch F. v. d. Leyen veröffentlichten Abhandlungen des feinsinnigen Dichtergelehrten.

Sie handeln über den ritterlichen Frauendienst, die Walküren, die Nibelungensage (1877), altfranzösische Volkslieder (an die Verdeutschung von Bartsch anknüpfend. 1881), Beowulf das älteste germanische Epos, die Mythologie der schwäbischen Volkssagen (Das Königreich Württemberg. 1884), die Hexenprobe, Mörikes 'Feuerreiter'.

O. v. Hovorka und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin. Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Heilfaktoren, des Aberglaubens und der Zaubermedizin. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. M. Neuburger. Stuttgart, Strecker und Schroeter 1908. Erste Lieferung 0,75 Mk. — Die erste Lieferung dieses grossangelegten Werkes, welches nach seiner Vollendung 28 Lieferungen mit etwa 500 Textabbildungen und 28 Tafeln umfassen wird, enthält die ersten Bogen des allgemeinen Textes: dieser betrifft „die allgemeine Lehre von den Ursachen, dem Wesen und der Heilung der Krankheiten" und enthält eine Anzahl nach dem Alphabet angeordneter Abhandlungen in möglichst gedrängter Form. Um einen Begriff von der Art der Durchführung dieses Grundsatzes zu geben, seien einige aufeinanderfolgende Schlagworte an beliebiger Stelle herausgehoben: Akazie, Akupunktur, Alant, Alaun, Allermannsharnisch, Aloe, Alp, Alpenglöckchen, Alpenleinkraut, Alraun usw. Eine Anzahl hübscher und interessanter Abbildungen erläutert das Gesagte. In eine kritische Besprechung werden wir erst eintreten, wenn das ganze Werk vollständig vorliegt und vor allem das Literaturverzeichnis ein Urteil darüber, inwieweit die vorhandenen Vorarbeiten erfolgreich herangezogen wurden, zulassen wird. Nach dem beigegebenen Inhaltsverzeichnis wird der spezielle Teil ganz nach Art eines klinischen Lehrbuches gegliedert sein und folgende Hauptteile umfassen: Innere Medizin, Chirurgie, Geburtshilfe und Frauenkrankheiten, Kinderkrankheiten, Haut-, Augen-, Ohren-, Zahnkrankheiten, Zaubermedizin. Wir werden später auf den reichen Inhalt dieses Werkes, dem wir wegen des alle Gebildeten interessierenden Gegenstandes eine weite Verbreitung wünschen, ausführlicher eingehen. — (Paul Bartels.)

A. Madelaine, Au bon vieux temps. Récits, contes et légendes de l'ancien bocage normand, jeux, vieilles chansons, vingt airs notés. Tome 1. Caen, H. Delesques 1907. XIV, 384 S. — Die in dem waldigen Teile der Normandie von M. gesammelten Märchen, Sagen und Lieder sind von ungleichem Werte, da sich der Herausgeber z. B. bei den Erzählungen vom schlauen Bauern Mâchepet (S. 1) oder von dem geschundenen Verleumder (S. 277) manche Zurechtstutzung und Ausschmückung der Überlieferung erlaubt, während die zahlreichen Sagen von der wilden Jagd, vom Teufel, von Geistern, Hexen, Elfen, Feen u. a. und die angehängten 17 Lieder mit ihren Weisen schlicht und treu wiedergegeben zu sein scheinen. Leider fehlen Notizen über die mündlichen Quellen und die gedruckten Seitenstücke.

K. Müller-Fraureuth, Sächsische Volkswörter. Beiträge zur mundartlichen Volkskunde. Dresden, W. Baensch 1906. 115 S. 1,50 Mk. — 68 kleine Artikel, die zuerst in Zeitungen veröffentlicht wurden und zur Sammlung des obersächsischen Sprachschatzes anregen sollten, erläutern geschickt und fasslich eine bunte Reihe von Ausdrücken des täglichen Lebens, indem sie zugleich deren Abstammung und Verbreitungsgebiet berücksichtigen. Das nötige Register soll erst im 2. Hefte folgen.

A. Sauer, Literaturgeschichte und Volkskunde. Rektoratsrede. Prag, Calve 1907. 42 S. — S. fordert von der Literaturgeschichte eine landschaftliche Gruppierung der deutschen Dichter, weil in ihnen, auch in Schiller und Goethe, der Charakter der einzelnen deutschen Stämme weit mehr hervortrete, als man bisher annehme. Dabei habe sie sich der Ergebnisse der volkskundlichen Forschung zu bedienen, die ihrerseits über das Sammeln und Beschreiben hinaus sich der landschaftlichen Charakterologie der Deutschen zuwenden müsse. Die Anmerkungen verzeichnen übersichtlich, was bisher für die Literaturgeschichte der Landschaften geleistet ward.

Käthe Schirmacher, Danziger Bilder, ein Kinderbuch. Leipzig, Teubner 1908. 2 Bl., 104 S., geb. 2 Mk. — Ein origineller, nicht übel gelungener Versuch, die Heimatkunde in Gestalt von Beobachtungen von Danziger Volksschülern und Volksschülerinnen vorzuführen. Die Illustrationen von Arthur Bendrat heben in kräftigen Strichen die wesentlichen Züge hervor.

L. v. Schroeder, Germanische Elben und Götter beim Estenvolke (Sitzungsberichte der Wiener Akad., phil.-hist. Klasse 153, 1). Wien, Hölder 1906. 92 S. — Den Einfluss der Germanen auf Sprache und Brauch der finnischen Stämme an der Ostsee hat man längst erkannt; S. zeigt, dass er sich auch auf die Mythologie erstreckt. Die estnischen Wasser- und Hauskobolde näkk, kratt, tońt, päär können weder im Namen noch im Wesen ihre Abstammung aus Schweden (näcke, skratt, tomte, bjära) verleugnen, während der bei den südlichen Esten heimische Pûk und Feuerdrache, der auch den Letten bekannt ist, direkt oder indirekt aus Norddeutschland zu ihnen gelangte. Auch von der Göttersage der Edda tritt hie und da ein Abglanz hervor, so in einem Märchen die Wiedergewinnung des Donnerinstrumentes, im Kalewipoeg Thors Abenteuer mit Geirrödhs Tochter, im Sampo des Kalewala die Salzmühle König Frodhis. Ob der estnische Name des Himmelsgottes Târ oder Tôr entlehnt ist, bleibt allerdings zweifelhaft, ebenso die Verwandtschaft Lokis mit der Louhi des Kalewala (vgl. A. Olrik, Danske Studier 1907, 142f.). — Welche Wichtigkeit für die Rekonstruktion der skandinavischen Mythologie vor der Wikingerzeit die Mythologie der Lappen besitzt, erfahren wir durch die Untersuchungen von Olrik (Danske Studier 1905, 39—57. 129—146: Nordisk og lappisk gudsdyrkelse. 1906, 65—69: Tordenguden og hans dreng) und K. Krohn (Finnisch-ugrische Forschungen 6, 155—180: Lappische Beiträge zur germanischen Mythologie). Skandinavische Lehnworte, Götternamen (Horagalles = Torekarl, Nekke u. a.), Attribute und Mythen sind im lappischen Seelen-, Sonnen-, Donner-, Priapkultus, im Windzauber, in der Dreizahl männlicher und weiblicher Gottheiten vielfach nachweisbar.

F. Söhns, Unsere Pflanzen, ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. 4. Auflage mit Buchschmuck von J. V. Cissarz. Leipzig, Teubner 1907. 4 Bl., 192 S., geb. 3 Mk. — *Das oben 16, 354 ausführlicher charakterisierte Buch erfüllt offenbar seinen Zweck, durch ausgewählte Notizen aus der Etymologie und Volkskunde den botanischen Schulunterricht lebendiger und eindringlicher zu machen. Über die Auswahl wollen wir mit dem Verf. nicht rechten; aber einige veraltete mythologische Deutungen und Zitate fallen auch in der neuen Auflage auf. Was soll S. 19 das Zitat aus J. Frey, wo doch 'Kellershals' keine Pflanze, sondern einen Hauseingang bedeutet? Oder S. 144 die Anmerkung, Himmelschlüssel sei die ältere Form für Himmelsschlüssel? S. 103 war als älteste Quelle für die Sage von der Wegwarte H. Vintler (Blumen der Tugend v. 7838) anzuführen; vgl. Wegweiss bei Wickram, Werke 7, 178. Druckfehler in Zitaten z. B. S. 58² und 87 (Pietré statt Pitrè). Hoffmann von Fallerslebens 'Volkswörter' (Archiv f. d. Gesch. deutscher Sprache 1874, 241) scheinen nicht benutzt zu sein.

C. W. v. Sydow, Våra folkminnen, folksaga, folksägen och folktro. Grundlinjer till föreläsningar över detta ämne ved sommarkurserna i Ronneby 1907. Karlshamn, Johansson 1907. 15 S.

V. Tille, Ráj královny Sibylly, literární studie (aus Časopis Matice moravskí 1907. Brünn). 28 S. — Über die oben 17, 249 behandelte Sage vom Paradies der Königin Sibylle.

O. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. 3. verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner 1907. VI, 125 S. geb. 1,25 Mk. — Das oben 14, 454 charakterisierte nette Büchlein erscheint hier in vielen Angaben, auch im Bilderschmucke nachgebessert.

P. G. Wistrand, Svenska folkdräkter, kulturhistoriska studier, utgifna genom Nordiska museet. Stockholm, Hiertas bokförlag 1907. 4 Bl., 160 S. 4°. 20 Kr.

Elard Hugo Meyer †.

Am 11. Februar starb zu Freiburg im Breisgau E. H. Meyer, geboren in Bremen am 6. Oktober 1837. Nachdem er das dortige Gymnasium durchgemacht, studierte er in Bonn, Tübingen und Berlin deutsche Philologie, namentlich beeinflusst durch Karl Müllenhoff, als dessen Schüler er sich auch in der Zeit noch bekannt hat, wo seine Ansichten

wesentlich von denen seines Lehrers abwichen. Nach Vollendung seiner Studien im Jahre 1860 unterstützte er zunächst den Germanisten und Geschichtsforscher J. M. Lappenberg bei seinen Arbeiten und schrieb nach dessen 1865 erfolgtem Tode eine Biographie dieses gelehrten und verdienten Hamburgischen Archivars, die 1867 herauskam. Verlassen hatte er Lappenberg bereits 1863, um als Lehrer bei der Hauptschule in Bremen einzutreten, und 1876 wurde er Direktor der dortigen Handels-(Real-)schule. Aber schon 1882 nötigte ihn seine Gesundheit, dies Amt niederzulegen. Er zog nach Freiburg, konnte sich 1887 an der dortigen Universität habilitieren und wurde 1890 ordentlicher Honorarprofessor. Hier in badischen Landen wurde er ganz heimisch und frei für die Wissenschaft. Er hat in Freiburg als Dozent und Forscher eine reiche Tätigkeit entfaltet, die nur in den letzten Jahren durch Krankheit eingeschränkt wurde, und erst hier fasste er festen Fuss auf den Arbeitsgebieten, die seinen Namen weithin bekannt machten und seinem Gedächtnis Dauer bringen werden, dem der Mythologie und besonders der Volkskunde.

Meyer ging aus von den deutschen Dichtungen, die auch Müllenhoff stark anzogen, den Spielmannsepen des 12. Jahrhunderts. Den historischen Bestandteilen und der Sagenentwicklung im Orendel und Oswalt hat er 1860 nachgespürt (ZfdA. 12) und kehrte dazu noch 1893 zurück, den verwandten Ortnit und Wolfdietrich mit heranziehend (ZfdA. 37. 38). Wie hier französische Dichtung und Sage in Betracht kam, so hat er sich 1868 in einem Schulprogramme mit der Rolandssage beschäftigt. In die Mythologie drang er ein, als er die ebenso mühsame wie verdienstliche Aufgabe löste, Jacob Grimms Mythologie neu zu edieren und dessen zahlreiche Nachträge dabei zu verwerten (4. Ausgabe, Berlin 1875—78). Der Übergang zur Sachforschung bahnt sich an in dem Aufsatz über die Sprüche des (zerstörten) bremischen Ratsstuhls, ZfdA. 27 (1882). Allein die nächsten Jahre sind noch völlig der Mythologie und Heldensage gewidmet, wobei Meyer die germanischen Grenzen verlässt. 'Indogermanische Mythen' sind zwei 1883 und 87 erschienene Bände betitelt. Der erste handelt von den indischen Gandharven und den ihnen gleichgesetzten Kentauren, der zweite von einer aus der Ilias herausgeschälten Achilleis. Über diese Spezialfragen hinaus reichen die methodischen Ergebnisse: für die Mythologie die Periodisierung ihrer Entwicklung in Seelenglauben, Geister- oder Dämonenglauben, Götterglauben, die mit den Kulturepochen des Jagdlebens, Hirtenlebens und des Ackerbaues in staatlicher Kultur parallelisiert werden; für die Heldensage die These, sie entstehe 'aus dem Mythus der höheren, individuelleren Dämonen', doch werde 'ihre höhere Ausbildung allerdings in der Regel durch grosse historische Ereignisse veranlasst'. 'Der Hauptschauplatz der mythenbildenden Phantasie ist die Luft'; aber in der Periode des Geisterglaubens herrschen die Wind- und Wetterdämonen vor, treten die Lichtwesen noch zurück, aus denen in der dritten Periode vornehmlich die Einzelgötter sich gestalten, deren Wesen sich auch die Wind- und Wettergottheiten nähern. Auf diesem Standpunkt ist M. in seinen späteren mythologischen Werken im wesentlichen verblieben, nur dass die Wolken mit ihren Dämonen und Gottheiten in ihnen stärker betont werden, zumal für die weiblichen Wesen. Die 'Germanische Mythologie' (Berlin 1891) bringt in knappster Form ein ausserordentlich reiches Material, Nachweise von Quellen und Untersuchungen, natürlich auch die Schlüsse des Verfassers daraus; die 'Mythologie der Germanen' (Strassburg 1903) verarbeitet dies Material in 'gemeinfasslicher' Darstellung. Gemein ist beiden die grosse Bereitwilligkeit, fremde Einflüsse auf die mythischen Anschauungen der Germanen anzuerkennen: griechische, römische, vermittelt durch die Gelehrsamkeit des Mittelalters, irische, vor allem christliche. Hier tritt M. in geraden Gegensatz zu seinem Lehrer Müllenhoff, der fremde Einflüsse zwar für möglich hielt, aber zwingende Beweise dafür forderte. Müllenhoff verteidigte im fünften Bande seiner deutschen Altertumskunde die eddische Dichtung Völuspa als heidnisch, Meyer (Völuspa, B. 1889) findet in ihr und der eddischen Kosmogonie (Freiburg 1891) christliche und gelehrte Anschauungen.

Die letzte und jüngste Gruppe der Meyerschen Arbeiten gehört der Volkskunde an. Sein Interesse für sie wird W. Mannhardt geweckt haben. M. nennt ihn seinen Lehrer und wird bei ihm in Berlin Vorlesungen gehört, jedenfalls ihn durch Müllenhoff kennen

gelernt haben. In den 60er Jahren begann er mit volkskundlichen Streifzügen, aber erst in Freiburg tritt er lehrend und leitend auf. Mit Kluge und Pfaff entwarf er Fragebogen für Sammlungen in Baden und erläuterte sie 1894 im 22. Bande der Alemannia. Mit ihnen hängt wohl der kleine, aber wichtige Aufsatz über Totenbretter im Schwarzwald zusammen, in der Festschrift für Weinhold (Strassburg 1896). Die Ergebnisse der Umfragen kamen ihm auch für sein badisches Volksleben im 19. Jahrhundert, Strassburg 1900, zu statten, dem aber schon eine allgemeine deutsche Volkskunde, ebenda 1898, vorangegangen war. Für sie konnte er den Nachlass Mannhardts benutzen. Auch des hinterlassenen Werkes von A. Wuttke 'Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart' nahm sich M. an und lieferte 1900 eine 3. vermehrte und zum Teil neu bearbeitete Ausgabe. Seine letzte grössere Untersuchung war wohl die den indogermanischen Pfluggebräuchen gewidmete im 14. Bande dieser Zeitschrift (1904). Sie bedient sich der historisch-vergleichenden Methode, die wir überall anwenden müssen, wo es sich nicht um blosse Materiallieferung handelt. M. hat sie von früh an und auf allen von ihm bestellten Feldern geübt, wenn auch nicht immer in gleichem Masse. In seinem badischen Volksleben beabsichtigt er nur ein Bild der Gegenwart zu entwerfen, in der deutschen Volkskunde verweilt er bloss hier und da bei längst vergangenen Zeiten (Vorwort S. IV). Ohne Zweifel stand ihm solche Einschränkung frei, und er war sich ihrer ebenso bewusst wie der Lückenhaftigkeit des Materials (ebd.). Wir wollen es ihm aber danken, dass er trotzdem die Bahn gebrochen und eine systematische Darstellung als Erster versucht hat. Und wenn seine mythologischen Lehren in bezug auf Periodisierungen, Entlehnungen und Deutungen sich mehr und ernstere Anfechtungen werden gefallen lassen müssen, so wird ihm doch das Verdienst nicht abgesprochen werden, eine reichere Quellensammlung bereit gestellt zu haben, als schon in der Grimmschen Mythologie vorlag, und der Ruhm eines selbständigen und konsequenten Denkers verbleiben.

Berlin. Max Roediger.

Entgegnung.

Heft 1 der Zeitschrift bringt S. 104 eine von Otto Lauffer gezeichnete Besprechung des vom Verbande deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine herausgegebenen Werkes 'Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten', welche die von mir geschriebene 'Historisch-geographische Einleitung' zu diesem Werke recht abfällig beurteilt. Ich möchte dazu das Folgende bemerken.

1. Im Herbst 1903 wurde ich vom Leiter des Werkes, Herrn Geheimen Oberbaurat Hossfeld, gebeten, den von mir übernommenen Teil der Einleitung doch tunlichst rasch fertigzustellen, damit doch auch etwas in den Druck gegeben werden könne, da von den architektonischen Texten noch nichts eingegangen sei. Wenn Herr Lauffer rügt, dass in meiner Einleitung „auf die anderen Teile des Buches nirgends Bezug genommen worden ist“, so weiss er jetzt, dass er mit diesem Tadel höchstens meine Willfährigkeit, diesem Wunsche zu entsprechen, treffen kann.

2. Über Inhalt und Anlage der von mir gewünschten Einleitung ist zwischen Oberbaurat Hossfeld, Geheimen Regierungsrat Lutsch und mir eingehend verhandelt worden. Eine von Herrn Lutsch niedergeschriebene Ausarbeitung über Thüringen hat dabei gleichsam als Probe gedient. Es ist niemals etwas anderes von mir gewünscht worden als eine Darlegung der geschichtlichen Hergänge und der geographischen Verhältnisse, deren Kenntnis gleichsam als Grundlage zu dienen hat für die Beurteilung bäuerlicher Verhältnisse. Woran gedacht wurde, geht, scheint mir, deutlich hervor aus der Tatsache, dass man zunächst einen Geographen, den mir befreundeten Geheimen Regierungsrat Dr. Partsch (jetzt in Leipzig, damals in Breslau), um die Einleitung gebeten und sich erst auf dessen Anregung an mich gewandt hat. Hätte man mehr, hätte man ein Eingehen auf die Entwicklung des deutschen Hausbaues oder gar Zusammenstellung der geschichtlichen Nachrichten über Hausbau verlangt, so hätte ich mich nicht bereitfinden

lassen mitzuarbeiten, weil ich nicht glaube, dass etwas derartiges von einem Historiker oder Geographen geleistet werden kann, schwerlich auch zurzeit von irgend einem anderen Wissenschaftsmann. Ich war und bin mit den Herren der Meinung, dass auch eine Einleitung, wie sie geplant und wirklich geschrieben wurde, für das Werk ihren Wert hat.

3. Damit entfällt der Vorwurf, dass ich mich nicht um die Aufklärung einzelner Fragen, die mit der Geschichte des ländlichen Hausbaues zusammenhängen, bemüht habe. Die Bezeichnung „fränkisch“ und „sächsisch“ für ober- und niederdeutsche Art des Hausbaues ist so verbreitet, dass mir aus ihrem Gebrauch nicht wohl ein Vorwurf gemacht werden kann.

Ich glaube mit diesen Bemerkungen den Lesern der in Frage stehenden Besprechung die Möglichkeit gegeben zu haben, sie richtig zu würdigen.

Steglitz. Dietrich Schäfer.

Vorstehende Mitteilungen D. Schäfers geben allerdings eine Ergänzung zu der Angabe des Vorworts, dass seine Abhandlung „im Jahre 1904 dem Druck übergeben werden konnte“. Aber auch so bedaure ich, meine Meinung über die ‘historisch-geographische Einleitung’ des Bauernhauswerkes nicht ändern zu können; denn der Kritiker kann mit dem besten Willen wissenschaftliche Arbeiten weder nach den äusseren Schwierigkeiten, unter denen sie entstanden sind, noch nach dem Wortlaut des dem Autor erteilten Auftrages beurteilen. Für die Kritik können wohl immer nur die Anforderungen massgebend sein, die sich aus dem Thema selber ergeben, sowie die Art, in welcher diesen Anforderungen Genüge getan ist. Von der ‘Einleitung’ wissenschaftlicher Arbeiten aber wird man wohl immer verlangen können, dass sie mit dem Hauptteile organisch zusammenhängt und in sein Verständnis ‘einleitet’. Da beides im vorliegenden Falle meines Erachtens nicht geschieht, so glaube ich auch jetzt noch die Existenzberechtigung der Arbeit (natürlich immer nur innerhalb des Bauernhauswerkes) bestreiten zu sollen. Was endlich die Bezeichnungen ‘fränkisch’ und ‘sächsisch’ angeht, so haben die Hausforscher freilich erst in den letzten Jahren die Benennung der hauptsächlichen deutschen Haustypen nach Stammesnamen immer dringender abgelehnt. Aber in einer so wichtigen Frage hätte Schäfers Text, wenn er einmal jahrelang im Satz stehen musste, auf dem Laufenden erhalten werden müssen, was ohne nennenswerte Korrekturkosten möglich gewesen wäre. Auch ein solches Verlangen kann ich vom Standpunkte der Hausforschung durchaus nicht für unbillig halten.

Frankfurt a. M. Otto Lauffer.

Aus den
Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 24. Januar 1908. Herr Prof. Bolte erstattete in Vertretung des erkrankten Vorsitzenden den Jahresbericht für 1907. Aus diesem ist hervorzuheben, dass die Bücherei des Vereins sich nunmehr in den Räumen des Museums für deutsche Volkskunde, Klosterstrasse 36 befindet und wochen-

täglich von 10—3 Uhr für Mitglieder zur Benutzung steht. Der Vorstand besteht aus den Herren Prof. Dr. Roediger, Prof. Dr. Bolte, Direktor Dr. Minden, Bankier Hugo Ascher, Dr. K. Brunner; Beisitzer Herr Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Meitzen und Stadtverordneter H. Sökeland. Der von dem Schatzmeister Herrn Ascher vorgelegte Kassenbericht für 1907 ergab kein besonders günstiges Bild, da die Ausgaben infolge von Lichtbildervorträgen gesteigert worden waren. Doch ist nicht zu verkennen, dass diese Vorträge besondere Anziehung auf den Besuch der Versammlungen ausübten. Das Kultus-Ministerium hatte für Publikationszwecke wie alljährlich den Betrag von 600 Mk. zur Verfügung gestellt. Bei der darauf vorgenommenen Ausschusswahl wurden dieselben Mitglieder wie im Vorjahre gewählt. Der Ausschuss besteht somit aus den Herren Geh. Reg.- und Stadtrat Friedel, zugleich Obmann, Buchhändler A. Behrend, Prof. Dr. A. Goetze, Dr. Ed. Hahn, Prof. Dr. Heusler, Prof. H. Ludwig, H. Maurer, Schriftsteller Robert Mielke, Oberlehrer Dr. Samter, Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Erich Schmidt, Prof. Dr. Schulze-Veltrup und Frl. Elisabeth Lemke. — Herr Prof. Bolte teilte sodann mit, dass die Vorbereitungen für den im Herbst hier stattfindenden Verbandstag deutscher Vereine für Volkskunde bereits in Angriff genommen seien. Er legte ferner vor die von Kaarle Krohn in Helsingfors herausgegebene 'Erste mitteilung des folkloristischen forscherbundes FF', den ersten Band des von Diederichs bearbeiteten Werkes 'Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern' und eine von Hugo Schuchardt und Rudolf Meringer übersandte Mitteilung über den Plan eines ersten Kongresses für sachliche Volkskunde, der im September 1909 in Verbindung mit der 50. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Graz veranstaltet werden solle. — Herr Dr. Brunner erläuterte eine grössere Anzahl von bildlichen Darstellungen aus dem litauischen Museum in Tilsit: Photographien von Räumen des litauischen Hauses, eines vorzüglich gelungenen Freilichtmuseums in Tilsit, vortreffliche Abbildungen von hervorragenden Stücken dieser Sammlung, sowie Originale und Kopien von Giseviusschen Bildern, die das Volksleben und die Trachten der preussischen Litauer um die Mitte des 19. Jahrhunderts veranschaulichen. — Herr Dr. Richard Loewe hielt alsdann einen Vortrag über Rübezahl im heutigen Volksglauben, welcher seitdem in dieser Zeitschrift abgedruckt worden ist.

Freitag, den 28. Februar 1908. Der Vorsitzende Prof. Roediger widmete dem verstorbenen Elard Hugo Meyer in Freiburg einen ausführlichen und warmen Nachruf, den man oben S. 234 abgedruckt findet, und wies auf einige neue aus dem Kreise der Mitglieder hervorgegangene Publikationen hin: Julie Schlemms 'Wörterbuch zur Vorgeschichte' mit zahlreichen vorzüglichen Zeichnungen, Mielkes Büchlein 'Das deutsche Dorf' und den von K. Brunner bearbeiteten 'Führer durch die Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin, herausgegeben von der Generalverwaltung der Kgl. Museen'. Er berichtete dann über die am 20./21. Februar in Berlin stattgehabte Hauptversammlung des 'Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege' und hob besonders die Vorträge von Dr. Kück über Feste und Spiele des deutschen Landvolkes und von Dr. Bödeker über Heimatkunde und Heimatpflege im hannoverschen Kreise Burgdorf hervor. — Herr Dr. Hahn legte einen mit grossen Schellen besetzten Ledergurt von einem Müllerfuhrwerk aus Württemberg vor, der den Pferden angelegt wird, wenn der Wagen leer geht, um die Bauern zu benachrichtigen, dass Korn zur Mühle mitgenommen werden kann; ferner ein sog. Malefizmesser aus Landshut in Bayern und eigentümlich ornamentierte Kinderspielkugeln aus Memmingen. Sodann zeigte er das Modell eines Ulmer Frachtschiffes, Kehlheimer genannt. Dieser Typus

ist 100 Schuh lang und zeigt eine eigentümliche schwarz-weisse Streifung und Steuerung an beiden Enden, während Segelvorrichtungen fehlen. — Herr Prof. Bolte machte auf eine neue in Karthaus erscheinende Zeitschrift 'Mitteilungen für Kassubische Volkskunde' aufmerksam. — Den Vortrag des Abends hielt Herr Maler K. Holleck-Weithmann über die Lüneburger Heide unter Vorführung zahlreicher Skizzen der Heidelandschaft, Photographien, sowie von Schmuck und Trachtenteilen der Heidebewohner. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich die Anerkennung der Landschaftsmalerei Bahn gebrochen. Vorher galt die Landschaft an sich nicht als malerischer Gegenstand, sondern hatte nur Wert als Rahmen für andere Vorgänge; oder der Maler sollte die Landschaft systematisch komponieren und stilisieren. Am allerwenigsten malenswert, weil unpoetisch, erschien damals die Heide. Es ist besonders das Verdienst der Worpsweder Schule, die Heide zu malerischer Ehre gebracht zu haben. Die Heidelandschaft, ein Spiegel unserer Seele in Sturm und sonniger Ruhe, vermag uns zu erheben und zu beruhigen. Die vorherrschende wagerechte Linie verleiht ihr das Gepräge der Schwermut und Resignation, aber auch den Eindruck des Bodenständigen, Wurzelfesten. Die Senkrechte dagegen befreit vom Druck und gibt der Seele Schwung zum Fluge in lichtere Höhen. Die wechselvolle Farbe der Heide bildet den bestimmenden Grundton der Landschaft; Rot und Gelb mit ihrer wärmenden Energie sind wohl nirgends sonst in so mannigfacher Abstufung zu finden. Auf den Höhen in der Nähe der Wasserläufe geben die Hünengräber der Heide monumentale Wucht. Zu ihren eigenartigsten Reizen aber gehören die Bauernhäuser. Das niedersächsische Haus herrscht vor. Die Farbe ist meist rot. Rings herum stehen gewöhnlich gewaltige Eichen, welche die Blitzgefahr abhalten sollen. Charakteristisch wirken auch die freistehenden Schafställe, auf der Windseite meist mit Bäumen geschützt, und die aus Ästen und Heideplaggen kunstvoll erbauten Hirtenhütten. Der Bewohner der Heide zeigt durchaus germanisches Gepräge. Er ist meist mittelgross, hager und sehnig. Das Gesicht ist fein geschnitten, schmal, mit leicht gebogener Nase, nach dem Kinn etwas zugespitzt und zeugt von unverfälschter Rasse. Blaue Augen glänzen, vom Blondhaar überwölbt. Selten tritt der fremde Rundschädel mit dunklem Haar und Augen auf. Die Mädchen sind sehr oft von zarter Schönheit und überraschender Grazie der Bewegung. Die Frauen pflegen ihren Körper wenig, denn die tägliche Arbeit ist hart. Das Wesen der Heidebewohner ist still und grüblerisch, das religiöse Leben stark entwickelt, laute Fröhlichkeit unbekannt. Darauf beruht auch ihre Armut an Volksliedern. Weit vorgedrungen ist die Bewegung zugunsten der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken. Wirtshäuser sind selten, aber der Wanderer findet Ersatz durch eine herzliche häusliche Gastlichkeit. Die Arbeit ist den Bauern eine natürliche Notwendigkeit, und sie verrichten sie mit Freude. Das Verhältnis zwischen Herrn und Knecht ist patriarchalisch und beruht auf beiderseitigem, berechtigtem Stolze; die Vergebung der Arbeitskraft wird als Gewährung einer Gefälligkeit behandelt. Hofbauer und Bäuerin werden von Knechten und Mägden Vater und Mutter genannt. Arbeit, Mahlzeit und Vergnügen ist allen gemeinsam.

Freitag, den 27. März 1908. Herr Dr. Brunner legte ein Sensenband von Wusterhausen (Schande oder Schanne) vor, welches Herr W. von Schulenburg der Sammlung für deutsche Volkskunde überwiesen hat. Der von S. (Verh. der Berl. anthrop. Ges. 1888, 154) vorgeschlagenen Ableitung der Bezeichnung vom lausitzisch-sorbischen šanda = Band steht entgegen, dass dieser Name für das Sensenband nur ausserhalb des lausitzisch-sorbischen Gebietes belegt ist, nämlich

im Kreise Ruppin, Niederbarnim und Ostpriegnitz. Ferner trägt diese Bezeichnung 'Schande' in Schlesien ein Tragband zum Schubkarren, in Bremen ein Lappen, den Schneider um den Griff des heissen Bügeleisens wickeln, und in Halle ein rundes Tuch- oder Filzstück, das die Salzsieder beim Transport von Körben mit gekochtem Salz zum Schutz vor die Brust legen. Ferner wird ein bekanntes Trageholz für Eimer in Ostpreussen, Magdeburg und Braunschweig 'Schanne' genannt. Alle diese Umstände scheinen mehr für eine Ableitung des Wortes aus deutschem (Schandstein, zu Schanden machen, Schanze) als aus slawischem Sprachschatze zu sprechen. — Herr Rob. Mielke fügte hinzu, dass die 'Schanne' auch im Havellande bekannt sei und in westpreussischem Gebiet mit westfälischen Kolonisten. — Herr Prof. Dr. F. Weinitz sprach über Volksleben und Strassentypen im vormärzlichen Berlin unter Vorführung gleichzeitiger, meist gedruckter Abbildungen von Dörrbeck, Hosemann u. a. Nach einleitenden Betrachtungen über das Heranwachsen der 1244 zuerst erwähnten Stadt und ihren durch zwei Stadtpläne (1830 und 1848) veranschaulichten Umfang wurden die typischen Strassengestalten der Biedermeierzeit in bunter Mannigfaltigkeit vorgeführt. Topf- und Kesselflicker, Holzhacker usw. übten auf den ruhigen Strassen ungestört ihr Handwerk aus, Invaliden stellten Guckkasten zur Schau und drehten den Leierkasten, Spreewasserverkäufer für die halbjährliche grosse Wäsche, Sandverkäufer und Lumpenhändler, italienische Gipsfigurenhändler, Milchmann und Milchmädchen, Gurkenhändler belebten das Bild und liessen ihre monotonen Rufe erschallen. Harfenistinnen zogen von Hof zu Hof. Abends wurden von schmutzigen Wärtern die trüben Öllaternen angezündet; grosse Erregung verbreiteten Brände, deren Löschung mit den noch sehr ursprünglichen Gerätschaften mehr als Glücksfall gelten konnte Im Jahre 1814 wurden nach russischem Muster Droschken eingeführt, doch war eine Fahrt auf dem holprigen Pflaster mit tiefen Rinnsteinen kein Vergnügen. Eine Errungenschaft des Jahres 1848 war die Erlaubnis, auf der Strasse Tabak zu rauchen. Die Bürgerwehr mit ihrer grotesken Uniform hat ihren Ursprung ebenfalls in dieser Epoche. Die Rehberger unter ihrem Volkstribunen Lindenmüller waren keine Verbesserung des Strassenbildes. Die bedeutendsten Volksfeste waren das Schützenfest, das in der jetzigen Linienstrasse 3 gefeiert wurde, der Stralauer Fischzug und der Weihnachtsmarkt. Ein grosses Fest war auch das Fliegenfest der Raschmacher, das in Pankow gefeiert wurde. Viel bewundert wurden bei ihrem Auszug die Fahnenschwenker. Wettrennen fanden schon vor dem Jahre 1848 auf dem Tempelhofer Felde statt. Paraden wurden auf dem Opernplatz und Unter den Linden abgehalten. Unter den Märkten ragte der Wollmarkt in der Klosterstrasse hervor. Eine durch Ad. Glassbrenner berühmt gewordene Strassenfigur ist der Eckensteher (d. h. Dienstmann) Nr. 22, Nante Strumpf, ein Typus des Berliner Witzes. — In der folgenden Besprechung gaben die Herren Sökeland, Minden, Bolte und Roediger noch verschiedene Erinnerungen an das alte Berlin zum Besten.

Steglitz. Karl Brunner.

Zu S. 128, unten bemerkt Herr Dr. G. Minden, die im Kreise Pillkallen angesiedelten Zigeuner seien nicht musikalisch, wohl aber ihre Stammesbrüder in Ungarn und Spanien.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: J. Bolte, Ein Lobspruch auf die deutschen Städte, Das Märchen von den Tieren auf der Wanderschaft; Die Erzählung von der erweckten Scheintoten; Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein; B. Chalatianz, Die iranische Sage bei den Armeniern (Forts.); A. Dörler, Lieder und Sprüche aus Vorarlberg; E. Friedel, Über Kerbstöcke; L. Gerbing, Thüringer Volkstrachten; O. Heilig, Das Brückenspiel; J. Hertel, Der kluge Vezier, ein kaschmirischer Volksroman (Fortsetzung); H. Heuft, Westfälische Hausinschriften; M. Höfler, Aus dem Cleveschen; J. Kelemina, Handswerksburschengeographie des 18. Jahrhunderts; M. Lehmann-Filhès, Ein isländisches Pfarrhaus älterer Zeit; E. Rona-Sklarek, Ungarische Märchen; O. Schell, Die Entwicklung des bergischen Hauses; P. Sartori, Das Wasser im Totengebrauche; D. Stratil, Lieder aus dem Böhmerwald; R. Zoder, Die Melodien zum Volksliede von der Nonne; zusammenhängende Berichte über deutsche und slawische Volkskunde.

Neue Erscheinungen.

Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1907, 1–2. Nürnberg.

Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von J. Pommer, H. Fraungruber, K. Kronfuss und E. K. Blümml, hsg. von dem deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 10, 2–4. Wien, A. Hölder 1908.

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, red. von A. Schullerus, 31, 3. Hermannstadt, W. Krafft 1908.

Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde, hsg. von F. Lorentz und J. Gulgowski, Heft 1. Leipzig, Harrassowitz 1908.

Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philol.-histor. Klasse 1907, 3. Berlin, Weidmann 1907. — Geschäftliche Mitteilungen 1906, 2. ebd. 1907.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer und M. Reymond, 12, 1. Basel, Schweiz. Ges. f. Volkskunde 1908.

Unser Egerland, Blätter für Egerländer Volkskunde, hsg. von A. John 12, 1. Eger, Selbstverlag 1908.

Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung F. Zell, 6, 1–2. München, Süddeutsche Verlagsanstalt 1908.

Zeitschrift für Ethnologie, Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 39, 4–6. 40, 1–2. Berlin, Behrend & Co. 1907–1908.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde, redigiert von M. Haberlandt 13, 6. 14, 1–2. Wien, Gerold & Co. 1908.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan, 5, 1. Elberfeld, Martini & Grüttefien 1908.

Bulletin de folklore, organe de la société belge de folklore, dir. E. Monseur 3, 3–4 (février 1909!). Bruxelles.

Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českeho, red. Č. Zíbrt, 17, 5–6. Prag, F. Šimáček 1908.

Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítöje, szerk. Munkácsi Bernát és Sebestyén Gyula, 19, 1. Budapest 1908.

Etnografičnij sbirnik widaje etnografična komisija naukowogo towaristwa imeni Šewčenka 22 (St. Ludkewič, Galizko-ruski narodni melodii, čast 2). Lwow (Lemberg) 1907. — Chronik der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg 1907, 3 (Mai-August).

Folk-Lore, Transactions of the Folk-lore society, a quarterly review of myth, tradition, institution and custom, 19, 1. London, D. Nutt 1908.

Fornvännen, meddelanden från k. vitterhets historie och antikvitets akademien under red. af E. Ekhoff, 1908, 1. Stockholm, Wahlström & Widstrand.

Journal of American Folk-lore, ed. A. F. Chamberlain, Nr. 79 = 20, 4 (Okt.-Dez. 1907). Boston & New York, Houghton, Mifflin & Co.

Kwartalnik etnograficzny 'Lud', organ towarzystwa ludoznawczego, red. W. Bruchnalski 13, 3. Lwow 1907.

Národopisný Věstník československý, vydává společnost národopisného musea československého, red. A. Kraus, J. Polívka, V. Tille, 3. Jahrg., 2–3. 1908.

Revue des études ethnographiques et sociologiques, dir. A. van Gennep 1, 2–3. Paris, P. Geuthner 1908.

Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire [Red. Paul Sébillot] 23, 1–3 (Jan.-März). Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1908.

Romania, publ. par Paul Meyer Nr. 145 (= 37, 1). Paris, H. Champion 1908.

Smithsonian Institution. Report on the progress and condition of the U. S. National Museum for the year ending june 30 1907. Washington 1907.

Verslagen en mededeelingen der koninklijke Vlaamsche Akademie voor taal- en letterkunde 1908, Jan.-Febr. Gent, Siffer.

Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques (dir. O. Colson) 16, 1. Liége 1908.

Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena, urednik D. Boranić 12, 2. U Zagrebu (Agram) 1907.

Diesem Hefte liegen folgende Prospekte bei:

1. von **B. G. Teubner in Leipzig und Berlin,** betr. **„Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung", übersetzt von Leo Bloch. Dritte Auflage.**
2. **von der Verlagsbuchhandlung von Strecker & Schröder in Stuttgart,** betr. **„Vergleichende Volksmedizin", herausgegeben von O. v. Hovorka und A. Kronfeld. Der Vorzugspreis des Werkes erlischt am 1. Mai d. J.**

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.